PZ
31
.D4
v.9

FT MEADE
GenColl

Marie,
die Kleidermadjerin.

LIBRARY OF CONGRESS.
FZ 31
Chap. ..... Copyright No. .....
Shelf. D4
v. 2
UNITED STATES OF AMERICA.

Deutsche - Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neuntes Bändchen.

„Maria, die Kleidermacherin."

Von Adelheid Eberhardt-Bürck.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT
JUN 21 1889
16724
WASHINGTON

Zu beziehen durch

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

PZ31
.D4
v.9

Entered, according to act of Congress, in the year 1888,
By REV. R. WOBUS,
In trust for the German Evangelical Synod of North America,
in the office of the Librarian of Congress
at Washington, D. C.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Maria, die Kleidermacherin.

1. Das erste Kundenhaus.

Vor der Glasthür zur Privatwohnung des Apothekers Stengel, der die beste Apotheke in der Hauptstadt besaß, stand an einem kalten Novembermorgen ein junges Mädchen in Trauerkleidung. Das Mädchen stand zagend, die Hand an der Klingel, aber sie zögerte zu läuten, denn ihre Hand zitterte vor Frost oder innerer Bewegung. Vom Hausgang her schallten mehrere Stimmen in wirrem Durcheinander. Jetzt löste sich daraus eine schrille Frauenstimme: „Ella, Lilli, Natalie, eilt euch doch, es ist eben acht Uhr, die Kleidermacherin wird gleich da sein!"

Das junge Mädchen vor der Thür hob jetzt das leicht gesenkte Haupt. „Nun denn, in Gottes Namen!" flüsterte sie leise vor sich hin und zog dann entschlossen die Klingel. Die Thür wurde geöffnet, und das Dienstmädchen sagte forschend: „Wenn Sie die neue Kleidermacherin sind, so gehen Sie nur da hinein, ins Eßzimmer; dort ist die Madame mit den Fräulein." Die Magd stieß die nur angelehnte Thür auf und rief: „Madame, die Kleidermacherin ist da!"

Eine kleine, runde, resolut aussehende Dame erhob sich von ihrem Sitz und ging der schüchtern Eintretenden einige Schritte entgegen mit den Worten: „Schön, also

Sie sind das Mädchen, welches mir Fräulein Hesse als Kleidermacherin empfohlen hat? Legen Sie ab und frühstücken Sie. Wie ist der Name, ich bin so vergeßlich." — „Maria Hartwig," ertönte eine sanfte, melodische Stimme, während die Betreffende Hut und Mantel beiseite legte. Unterdessen traten drei junge Fräulein in eleganten Morgenkleidern herein. „Meine Töchter, Ella, Natalie und Lilli, für welche wir drei Kostüme in Angriff nehmen wollen," ließ sich die Stimme der Apothekerin wieder vernehmen. Die Angeredete wendete sich den ihr also Vorgestellten mit leichter Verneigung zu. Betroffen blickten alle drei auf die anmutige Gestalt, das sanfte, liebliche Gesicht mit den tiefen, dunkelblauen Augen und den reichen blonden Flechten, welche den Kopf in weichen Wellenlinien umgaben; das ganze Wesen des Mädchens erschien dabei wie übergossen von wehmütiger Trauer. Ein leises „Ah!" entglitt den Lippen Lillis, der jüngsten, sehr gutmütig aussehenden Tochter des Hauses, während die beiden andern mit erstaunten, dreist blickenden Augen das bei dieser Musterung hocherrötende Mädchen betrachteten.

„Arbeiten Sie zum erstenmal, Fräulein!" sagte endlich Ella, die Älteste, in kaltem Ton, den Kopf in den Nacken werfend. „Ja, zum erstenmal auswärts, Fräulein!"

„Waren Sie seither in dem Geschäft von Fräulein Hesse?" setzte Natalie, die zweite Tochter, das Examen fort. — „Ich habe bei ihr das Kleidermachen gelernt."

„Nun so wollen wir hoffen, daß Sie Ihrer Meisterin Ehre machen und uns recht schön herausstaffieren!" fiel Ella wieder ein.

„Fräulein Hartwig ist gewiß recht geschickt," sagte jetzt Lilli, die junge Kleidermacherin mit einem sonnigen Lächeln anblickend. — „Ich werde mich bemühen, die Damen zu befriedigen," erwiderte Maria Hartwig mit einem dankbaren Blick auf das junge Mädchen.

Sie hatte unterdessen das ihr vorgesetzte Frühstück beendet, und die mühsam geleerte Tasse beiseite schiebend, erhob sie sich und sagte, indem sie sich gegen die Frau des Hauses wandte: „Darf ich nun vielleicht um den Stoff bitten, aus welchem die Kleider gefertigt werden sollen?"

Bald lag alles vor ihr ausgebreitet, und die Stimmen der drei jungen Damen, unterstützt von dem schrillen Organ der Mutter, schwirrten dem jungen Mädchen betäubend um die Ohren: Haben Sie den Bazar oder die Modewelt zum Muster? — Fräulein von Spirer hatte neulich eine so elegante Robe, wir müssen gleich sehen, ob wir eine solche in Ihrem Journal finden. — Kinder, laßt euch doch die Kleider alle drei gleich machen; ich sehe es so gern, wenn ihr gleich gekleidet seid! — Aber, Mama, wie kannst du nur so etwas meinen, da wir Schwestern so verschieden sind? Was für eine schlanke Gestalt paßt, würde für eine starke sich unmöglich eignen. — Sorgen Sie nur, daß die Taille gut sitzt und durchaus keine Falten wirft. — Und so ging es fort. Endlich nach vielem Hin- und Herreden war's entschieden, daß Ellas Kleid zuerst gemacht werden sollte.

Ella griff nach dem Modejournal und blätterte eifrig darin: „Ah, hier ist es, wie ich es haben muß! Sehen Sie, Fräulein, dieses Kostüm mit dem Faltenrock, der elegant gerafften Tunika und dem kurzen, knapp anlie-

genden Jäckchen. Glauben Sie wohl, daß Sie dies wirklich genau so machen können?" — „Ich habe erst in den letzten Tagen ein ganz ähnliches Kleid angefertigt."

„Etwa für Sie selbst?" fragte nun Ella in spöttischem Ton. — „Nein, ich trage meine Kleider einfach, ich half Fräulein Hesse bei ihrer Arbeit," erwiderte die junge Kleidermacherin und sah dabei die Spötterin mit einem ernsten Blick an, der sie einen Augenblick beschämte.

Ohne weitere Worte zu verlieren, nahm das junge Mädchen nun das erforderliche Maß und machte sich still an die Arbeit des Zuschneidens, fortwährend dabei gestört durch unnütze Fragen und Einwendungen der beiden ältesten Töchter des Hauses. Sie mußte alle ihre Kraft zusammennehmen, um ihre Gedanken zusammen zu halten bei diesen steten Unterbrechungen.

„So, wir müssen Sie jetzt allein lassen, Fräulein," sagte nach einiger Zeit die Frau des Hauses. „Wir haben etliche Freunde zu Tisch gebeten, ich werde Ihnen deshalb hier decken lassen; sonst, wenn wir allein sind, essen Sie mit uns am Tisch." — „Ganz, wie Sie wünschen, Frau Apotheker," erwiderte das junge Mädchen bescheiden, aber ein neues Erröten stieg ihr in die Wangen.

„Ich bliebe am liebsten bei Ihnen, um Ihnen nähen zu helfen," flüsterte Lilli noch der jungen Kleidermacherin zu, ehe sie der Mutter und den Schwestern nacheilte, um sich zum Mittagessen anzukleiden, bevor die Gäste kamen. — „Sie sind sehr freundlich!" sagte die Kleidermacherin wieder mit dankbarem Blick auf das junge Mädchen.

Die Thür schloß sich hinter derselben, und Maria Hartwig war allein. Einen Augenblick sanken die feinen

Hände in den Schoß, und nach einem Seufzer, der sich der tiefsten Brust entrang, flüsterte sie die Worte: „Endlich — allein, — o Gott, stärke mein schwaches Herz!“ Dann nahm sie die Arbeit wieder auf und nähte, emsig, unermüdlich. Es galt ja, daß ihr Werk zur Zufriedenheit ausfalle; es galt, sich weitere Kundschaft zu erwerben; ja, es galt den Kampf der Arbeit in der Not des Lebens, nicht nur für die eigene Person, sondern auch für die Teuersten auf Erden, für Mutter und Geschwister.

Und Maria Hartwig arbeitete zur Zufriedenheit der reichen, anspruchsvollen Frau Apotheker Stengel und ihrer Töchter, nicht allein an diesem ersten Tag, sondern die ganze Woche hindurch. Als jedoch am Schluß derselben die Frau Stengel herablassend zu ihr sagte: „Es ist Sitte bei mir, daß die Kleidermacherin, welche die Woche bei uns gearbeitet hat, am Sonntag bei uns zu Tisch ist,“ da erwiderte Maria freundlich: „Ich danke Ihnen, Sie sind sehr gütig, Frau Apotheker, aber ich muß diesen Tag bei meiner Mutter zubringen.“

Und als Ella, ehe die Kleidermacherin wegging, sagte: „Bitte, da ich am Montag verreisen will, nehmen Sie doch diesen Mantel mit nach Hause, und verändern Sie mir morgen Kragen und Umschläge; Sie haben ja gewiß am Sonntag Zeit dazu!“ da vernahm das Fräulein mit Erstaunen die Worte: „Am Sonntag arbeite ich nie, ich würde es für ein Unrecht halten. Aber wollen Sie mir den Mantel mit nach Hause geben, so will ich ihn lieber heute Nacht noch verändern.“

„Nein, lassen Sie es, andere Kleidermacherinnen sind nicht so subtil,“ murmelte das Fräulein und kehrte

dem jungen Mädchen unartig den Rücken. — „Es thut mir leid, aber ich kann wirklich nicht anders," sagte die Kleidermacherin bestimmt, indem sie ihre Sachen zusammenpackte.

„Sie sind gewiß müde und wollen auch einmal ausruhen," hörte Maria darauf Lillis freundliche Stimme neben sich. — „Die Seele muß auch leben!" flüsterte die Angeredete zurück.

„Also zwölf Mark für die laufende Woche, und vergessen Sie nicht in der künftigen Woche Mittwoch, Donnerstag und Freitag noch einmal zu kommen." — „Gewiß nicht, Frau Apotheker, besten Dank."

Aber als die junge Kleidermacherin eben die Glasthür hinter sich schloß, hörte sie noch vernehmlich die Worte Ellas: „Unerhört, so eine Kleinigkeit am Sonntag nicht machen zu wollen! Solch ein hochnasiges Ding, die wird's noch anders lernen, das feine Fräulein!"

2. Ein Witwenasyl.

An einer der Straßen der Hauptstadt, welche auf den großen Marktplatz ausmünden, stand ein Eckhaus aus alter Zeit, dem Metzger Hauer zugehörend. Das Haus selbst erschien schmal, dunkel und nichts weniger als in die Augen fallend. Im Erdgeschoß wohnte der Metzger selbst mit seiner Frau, den ersten und zweiten Stock vermietete er regelmäßig an bescheidene Mietsleute.

Eine Treppe hoch treten wir in das Zimmer rechter Hand ein. Da sitzt eine Frau in Trauer am Fenster und ist mit einer Näharbeit beschäftigt. Das Zimmer ist ein-

fach möbliert, aber mit einem gewissen Geschmack, der überall hervortritt. Vor dem Sofa, das nicht aus neuester Zeit stammt, steht ein Eßtisch und etliche Stühle. Dem Sofa gegenüber befindet sich ein Klavier, über diesem hängt der Spiegel; einige hübsche Bilder und eine Anzahl Photographieen zieren die Wände. Eine kleine Kommode, der polierte Schrank neben der Thür und ein großer, bequemer Lehnstuhl vollenden die Möblierung des Zimmers; aber in all der Einfachheit zeigen sich Spuren sinniger Verschönerung, von den zwei mit feinen Gräsern gefüllten Vasen an, welche die Kommode schmücken, und dem Bücherbrett über derselben bis zu dem kleinen Blumentisch dort in der Ecke mit den sorglich gepflegten Pflanzen und den durch grüne Epheuranken verzierten Vorhängen.

„Wo nur die Kinder bleiben?“ sagte jetzt die fleißige Frau am Fenster; „es hat schon vier Uhr geschlagen, da sollten die Mädchen kommen.“ Sie steht auf und rüstet den Imbiß für die Erwarteten. Da schellt es schon, die Mutter öffnet eilig und tritt mit zwei Mädchen von etwa neun und zwölf Jahren wieder ein. „Rosalie, Hannchen, wie ist es heute gegangen in der Schule?“ fragt sie freundlich. — „Gut, Mutter,“ sagte Rosalie, die ältere, ein sehr aufgeweckt aussehendes Mädchen mit großen dunkeln Augen und schwarzem Haar.

„Der Lehrer hat mich gelobt!“ ruft nun Hannchen, ein blondes Kind mit einem runden, rosigen Gesicht, und tritt zärtlich zur Mutter.

„So ist's recht, Kinder,“ sagt die Mutter und giebt ihnen das Brot und die gebratenen Äpfel. „Sie sind noch aus Tannhaus,“ setzt sie mit einem Seufzer hinzu.

Die Kinder blicken still vor sich hin; dann sagt Hannchen, indem sie der Mutter über die Wange streichelt: „Die werden einmal dem Reinmut schmecken, Mutterle!"

„Eben kommt er," ruft Rosalie und eilt zur Thür hinaus dem Bruder entgegen. Reinmut, ein fünfzehnjähriger, hochaufgeschossener, bräunlicher Knabe mit einnehmenden Zügen und feurigem Blick, kommt rasch herein, wirft die Mappe auf einen Stuhl und geht auf die Mutter zu, um sie zu grüßen. „Wie geht dir's, Mutter?" sagt er und blickt sorglich auf sie hin.

„Wie immer, liebes Kind, das Atmen macht mir wieder viel Beschwerde."

„Wir sollten den Doktor holen!" sagte der Knabe eifrig.

„Er kann mir nicht helfen, sorge dich nicht so ab, Reinmut, der liebe Gott wird es schon bessern." Bei diesen Worten wendet sich die Mutter gegen das Fenster, um ihren Kindern die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen treten. Reinmut setzt sich still an den Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt, und verzehrt seinen Imbiß in tiefen Gedanken; dann packt er seine Bücher aus, um seine Aufgaben zu machen. „Kommt, Rosalie, Hannchen," mahnt er leise, „setzt euch auch gleich her und macht eure Aufgaben, damit wir bis zum Abend fertig sind." — Die Mutter hat sich wieder am Fenster niedergelassen und näht emsig, zuweilen hustet sie laut und atmet schwer; dann richten sich die sechs Kinderaugen heimlich auf sie mit einem Ausdruck besorgter Zärtlichkeit. „Es wird dunkel, Kinder," sagt sie jetzt, „haltet ein Weilchen ein, bis das Licht angezündet ist, ihr verderbt euch sonst die Augen!"

„Ja, Vater wollte nie haben, daß wir in der Dämmerung schrieben," flüstert Hannchen und wischt ihre Feder aus. Die Mutter will aufstehen, um die Lampe zu rüsten, aber Rosalie ruft: „Nein, Mutter, bleibe nur, es ist so kalt in der Küche, ich will es schon machen!" Reinmut legt unterdes Holz in den Ofen, dann tritt er an die Seite der Mutter, führt sie an den Lehnstuhl und drückt sie sanft hinein. „So, Mutterle, jetzt ruhe ein wenig aus, da ist es schön warm." Er rückt sich einen Stuhl neben sie, Hannchen sitzt auf einem Schemel zu ihren Füßen und lehnt den Kopf auf ihre Kniee. Jetzt aber springt Reinmut wieder auf und ruft zur Thür hinaus: „Rosalie, laß das Licht nur noch ein wenig draußen und komm herein, wir werden doch noch fertig!"

Die Gerufene kommt und setzt sich in den kleinen Kreis der Mutter gegenüber. „Wie heimelig!" sagt Rosalie, „jetzt fehlt nur noch eine."

„Sie ist schon da," spricht da plötzlich eine sanfte Stimme. Und — „Maria, du bist es!" rufen Mutter und Geschwister zumal. — „Ich konnte heute in der Dämmerung gut ein wenig abkommen, da wollte ich doch nach euch sehen," fuhr die so freudig Begrüßte fort.

„Wie lange darfst du bleiben?" fragt nun Hannchen und hängt sich an die Schwester.—„Höchstens eine Viertelstunde, dann muß ich wieder fort, ich habe noch nötig zu thun!" — „Mein armes Kind, du arbeitest für uns alle, o daß der Vater noch lebte!" sagte jetzt die Mutter mit schmerzlich bewegter Stimme, und faßte die Hand der Tochter in ihre heißen Hände.

„Laß, Mutter, es ist ja gut, daß ich es thun kann,

und es geht wirklich nicht so schwer, seit ich es nun gewohnt bin. Die Kunden mehren sich auch, und wenn es so fort geht, so brauche ich eines schönen Tages nicht mehr auswärts zu arbeiten, sondern ich bleibe daheim bei euch und betreibe das Geschäft zuhause."

„Wie Fräulein Hesse," rief jetzt Rosalie, „und dann bin ich inzwischen groß geworden und kann dir helfen."

„Wir wollen sehen," erwiderte die große Schwester, „vor der Hand lerne nur recht eifrig. Noch etwas wollte ich dir sagen, Rosalie, ich denke, es wird dir Freude machen; ich habe eine Klavierlehrerin für dich gefunden. Sie ist noch jung, aber geschickt und will dir die Stunde um nur eine Mark geben; dafür mache ich ihr dann ihre Kleider auch billiger."

„Oh, Maria, du bist so lieb!" rief nun Rosalie und warf sich mit einer stürmischen Umarmung der Schwester um den Hals. — „Aber, Marie, du überarbeitest dich, deine Gesundheit wird notleiden. Und wenn du jetzt sagst, du machst der Klavierlehrerin die Kleider billiger, so weiß ich schon, daß du dann bei Nacht arbeitest, um am Tag nichts zu versäumen, und das muß dir schaden!" sagte jetzt ängstlich die Mutter. — „Habe keine Sorge, liebe Mutter, ich fühle mich ganz wohl. Ich sitze auch nicht den ganzen Tag beim Nähen. Zum Beispiel Kaufmann Heimbolds, bei denen ich jetzt arbeite, sind so gütig gegen mich; sie wollen immer, daß ich nach Tisch ein halb Stündchen Pause mache. Eben in der Dämmerstunde hat mich Frau Heimbold selbst ein wenig fortgeschickt." — „Aber in wie vielen Häusern man ihre Kraft überanstrengt, davon sagt sie nichts!" Diese Worte murmelte Reinmut vor sich hin,

doch nicht ohne daß sie das Ohr der Schwester erreichten, die neben ihm stand.

„Sage dies nicht, Reinmut, es kränkt die Mutter," flüsterte Maria ihm zu; dann fuhr sie fort: „Aber jetzt muß ich wirklich wieder gehen, es ist Zeit."

„Bring zuerst noch die Lampe herein, Rosalie, daß wir Maria deutlich sehen, ehe sie weggeht."

Rosalie eilte hinaus und kam sogleich wieder mit der Lampe.

„Nun, so schaut mich denn recht an," rief jetzt die Tochter scherzend aus, indem sie ihr liebliches Antlitz der Mutter zuwandte. „Mutter," fuhr sie fort, „deine Sorge ist gewiß unnötig, ich fühle ordentlich, wie rot meine Wangen sein müssen!"

„Ja wohl, für den Augenblick," sagte die Mutter. „Hülle dich nur warm ein, denn es ist kalt draußen, Kind."

„Ich thue es schon, adieu, adieu! Ich komme heute erst um halb neun Uhr nachhause. Du brauchst dich also nicht zu ängstigen, wenn ich nicht so früh da bin, liebe Mutter." Sie beugte sich noch mit einer Umarmung zu der Mutter nieder und eilte dann schnell zur Thür hinaus an ihre Pflicht.

Auch in dem stillen Witwenheim war alsbald jedes wieder emsig mit seiner Arbeit beschäftigt.

3. Am Sonntag.

Ein rechter Frühlingstag war angebrochen; auch in dem kleinen Gärtchen, welches sich hinter dem Hause des Metzgers Hauer hinzog, hatte die Sonne wonniges Leben hervorgelockt. Das Gärtchen bestand zwar nur aus eini-

gen kleinen Gemüsebeeten, ringsum mit schmalen Blumenrabatten eingefaßt, aber Veilchen, Primeln und Osterblümchen blühten in denselben. Die paar Pflaumen- und Birnbäume fingen bereis an, ihre Knospen zu sprengen, und in einer Ecke des Gärtchens stand eine kleine Laube, von Gebüsch umgeben, das in zartem Frühlingsgewand prangte. In der Laube aber saß Maria Hartwig. Heute durften die immer fleißigen Finger ruhen, und statt der Nadel hielten sie ein Buch, auf welches die Augen des jungen Mädchens sich niedersenkten. Es war die schöne Liedersammlung „Leben und Heimat in Gott" von Julius Hammer. Soeben entfaltete sie ein Blatt Papier, das in dem Buche lag, und überlas es wiederholt. Eine Thräne perlte ihr dabei unvermerkt aus den Augen und fiel auf die Zeilen nieder. Es war ein Gedicht, welches ihr Herz bewegte, überschrieben „Schwerer Verlust", und lautete:

Unnennbar viel hast du verloren,
Von Gram umfloret ist dein Sinn;
Den Gott zum Schützer dir erkoren,
Er sank in bleichen Tod dahin.

Doch weiß ich, du wirst nicht verzagen
In deinem Schmerz, du fromme Maid.
Der Herzen giebt's, die mit dir klagen,
Dein Kummer ist ihr eigen Leid.

O, trockne deine nassen Blicke
Und hebe sie zum Himmel auf!
Gott lenkt die menschlichen Geschicke!
Er segne deines Lebens Lauf!

Jetzt faltete Maria das Blatt zusammen und barg es wieder in dem Buch, dann sanken ihre Hände in den

Schoß, und sie hielt sie gefaltet wie zu stillem Gebet. — So ruhte sie eine kleine Weile, vertieft in geheimen Kummer, den ihr frommes Herz still emportrug zu Gottes Thron. Dann richtete sie das Haupt empor, zog ein Neues Testament aus der Tasche, schlug das Evangelium Matthäi auf und las Kapitel 6, Vers 20 die Worte: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch; seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ Sie war so versunken in das trostvolle Gotteswort, daß sie erschrocken emporfuhr, als plötzlich ein Schatten die Laube verdunkelte und eine muntere Stimme sie anredete: „Ei, Fräulein Maria, da sitzen Sie ja in der Einsamkeit wie eine verzauberte Prinzessin!“ — „Sie sind es, Fräulein Hesse!“ rief das junge Mädchen errötend, ging der Eintretenden entgegen und bot ihr herzlich die Hand.

„Was haben Sie denn eben gelesen, wenn ich fragen darf,“ sagte nun die Angekommene und griff nach dem Testament, welches Maria, als sie sich erhob, neben sich auf die Bank gelegt hatte. „Ei, wie fromm Sie sind, da kann man sich wahrhaftig ein Beispiel nehmen,“ setzte sie in ernsterem Ton hinzu, als sie sah, was es war. — „Sagen Sie nicht so, Fräulein Hesse; wir geplagte Kleidermacherinnen, welche die ganze Woche über nur mit Äußerlichkeiten zu thun haben, brauchen es ganz besonders, uns am Sonntag innerlich zu sammeln.“

„Da haben Sie recht, liebes Kind, aber nicht alle denken so. Die meisten laufen eben am Sonntag ihrem Vergnügen nach, ich kann's auch nicht leiden, wenigstens

jetzt nicht mehr, seit ich älter bin," setzte sie aufrichtig hinzu. „Früher war ich, aber natürlich alles in Ehren, auch einmal gern bei einer Festlichkeit. Aber glauben Sie mir's nur, Kind, ich habe Sie meinen Nähmädchen schon oft zum Muster vorgestellt; das wirkt immer wieder etwas, denn sie haben Respekt vor Ihnen und haben Sie alle lieb."

„Sie sind zu gütig, Fräulein Hesse, und ich verdiene solches Lob gar nicht; denn ich habe nichts gethan als meine Pflicht, und die Mädchen waren immer freundlich gegen mich, wohl im Mitgefühl des großen Leides, das über mich und die Meinigen gekommen ist. Ihnen, liebes Fräulein Hesse, aber kann ich die mir bewiesene Freundschaft nie genug danken."

„Seien Sie nur still, Kind, wer weiß, wer zuletzt mehr dabei gewonnen hat, Sie oder ich. Es ist mir ein ordentlicher Balsam in diesem traurigen Leben für mein altes Herz, wenn ich sehe, wie Sie, ohne an sich selber zu denken, sich in ihren jungen Tagen für Ihre Mutter und Geschwister aufopfern." Bei dieser Rede wandte die Sprechende ihr gutmütiges Gesicht mit den meist etwas scharf blickenden Augen, die aber jetzt wehmütig glänzten, in besonders herzlichem Ausdruck gegen das liebliche, junge Mädchen. — „Was thue ich denn anders als arbeiten, wie Sie auch?" versetzte dieses in sanfter Weise.

„Ach was, das ist nun einmal gar nicht zu vergleichen! Ich bin aus einer alten Schneiders-Familie, da steckt das Geschäft im Blut, und ist's damit nichts Besonderes. Sie aber, wenn ich Sie so ansehe, jeder Zoll ein Fräulein, mit solchen Kenntnissen, und nun so sich abplagen und

die schöne Jugendzeit vernähen!" — „So schlimm, wie Sie es hinstellen, liebes Fräulein Hesse, ist es denn doch nicht," sagte jetzt Maria und lächelte. „Jede ehrliche Arbeit adelt, sagte immer mein teurer, seliger Vater; und wenn es mir auch zu Anfang — Ihnen kann ich's ja gestehen — Überwindung kostete, mich so ganz nur einer einzigen Beschäftigung zu widmen, so ist es doch auch wieder eine große Freude, den Meinigen etwas nützen zu können. Und Sie, gute Seele, haben mir den Weg dazu gebahnt."

„Seien Sie still, das bißchen Empfehlung ist gar nicht der Mühe wert, davon zu reden. Sie haben mir ja dazu geholfen, daß ich ein paar Kunden los wurde. Ich konnte mir doch nachgerade nicht mehr helfen vor Arbeit und Plage. Leid ist's mir nur immer, daß ich niemand mehr erzählen soll von Ihrem Schicksal und dem Ihrer lieben Familie." — „Sie meinen es so gut," erwiderte Maria, „aber Sie wissen ja, wie sehr es meine Mutter wünscht, daß wir hier so unbeachtet wie nur möglich bleiben. Es ist für sie immer noch schmerzlich, von dem so traurigen Wechsel in unserem Leben zu reden."

„Seien Sie ohne Sorge, Kind, wer sich der alten Hesse anvertraut, kann sich auf sie verlassen. Haben Sie schon lange nichts mehr bei der Frau Apotheker Stengel gearbeitet?" — „Es ist schon eine gute Weile her; ich glaube Fräulein Ella ist mir nicht wohl gesinnt."

„So scheint mir's auch. Schon damals, im Anfang, faßte sie einen Groll gegen Sie wegen des Mantels, den Sie ihr am Sonntag nicht machen wollten. Sie schickte den Mantel noch am gleichen Abend zu mir. Und dann,

glaube ich, kann sie es nicht leiden, daß Sie so fein sind in ihrem Benehmen und, werden Sie nur nicht rot, auch so hübsch dazu." — „Ach, Fräulein Hesse, so müssen Sie nicht sprechen, das ist nicht gut. Was aber die Sonntagsarbeit anbetrifft, so würde ich es für Sünde achten, jemals darauf einzugehen."

„Wenn Sie's nur ausführen können, dann ist's schon gut, liebes Kind; aber so glatt und ohne Kampf geht's dabei nicht ab. Immer kann man's gerade nicht abschlagen und es ganz so genau nehmen." — „Sie betrüben mich, wenn Sie so reden," sagte Maria. „Sollen wir denn nicht Gott mehr gehorchen als den Menschen? und heißt es nicht: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun?"

„Seien Sie nur ruhig, liebe Fräulein Maria, ich will ja gewiß auch nur das Rechte; aber wenn Sie mir mit Bibelsprüchen kommen, da bin ich zum voraus geschlagen. Ein kleines Notwerk aber ab und zu, sowie eine kleine Notlüge, das sind doch zwei Dinge, die nicht so schlimm sein können, und jedenfalls keine Sünde." — „Nun kommen wir auf ein Gebiet, liebe Freundin, in dem ich nicht mit Ihnen übereinstimmen kann. Daß es Notwerke giebt, ist ja sicher, denn unser Heiland hat Kranke am Sabbat geheilt. Aber was irgend mit Eitelkeit, Eigennutz oder Vergnügungssucht zu thun hat, ist kein Notwerk. Es ist ja gewiß erlaubt, im Notfall am Sonntag ein Trauerkleid zu machen, aber eine andere unnötige Arbeit ginge gegen mein Gewissen."

„Sie reden wahrhaftig wie ein Pfarrer, Fräulein Maria, und ihre Worte haben mich tief drinnen im Herzen angepackt. Am Ende bringen Sie mich dazu, daß ich den Leuten am Sonntag auch keine unnötigen Gefälligkeiten mehr erweise. Eine Notlüge aber, die ist einmal durchaus nicht zu umgehen. Da kommt zum Beispiel heute die Magd der Frau Geheimrätin und fragt, ob ich ihrer Frau bis übermorgen ein Kleid machen könne. Ich habe zwar eben eins von der Frau Baronin in Arbeit, das muß notwendig zuerst fertig sein; da ich aber die alte, eigensinnige Kundin nicht verlieren will, so antworte ich frischweg: „Bringen Sie's nur, ich will's machen," obgleich ich weiß, daß ich's in den nächsten sechs Tagen nicht fertig bringen kann. Ich denke, sie wartet schon, wenn sie muß, denn sie pressiert immer mehr als nötig ist. Und dann der Unverstand, zu meinen, man könne ein so verziertes Kleid, wie es die hochmütige Geheimrätin trägt, in nur zwei Tagen machen; — da kann ich doch nicht anders als lügen."

„O, Fräulein Hesse, so dürfen Sie nicht reden. Gewiß wäre das einzig Richtige gewesen, der Geheimrätin offen zu sagen: In zwei Tagen kann ich das Kleid nicht machen, aber ich will es thun, sobald es mir möglich ist. Wissen Sie nicht, daß die heilige Schrift nirgends, an keiner einzigen Stelle, eine Notlüge erlaubt? Ja es steht sogar geschrieben, daß die Lügner nicht in das Himmelreich kommen."

„Zeigen Sie mir die Stelle, wo dies steht, ich komme ja vor lauter Arbeit fast gar nicht mehr an meine Bibel!" rief jetzt die alte Kleidermacherin sichtlich erregt aus.

Maria ergriff ihr Neues Testament und schlug die Stelle auf Offenb. Joh. 21, V. 8 und V. 27. Sie reichte das Testament der Freundin hin, und diese las halblaut mit zagender Stimme: „Der Lügner Teil wird sein in dem Schwefelpfuhl," ferner: „Und wird nicht hineingehen irgend ein Gemeines und das da Greuel thut und Lügen." — „Barmherziger Gott," rief jetzt die Kleidermacherin aus, „das ist ja schrecklich, ich wußte bis heute nicht, daß es so ernst gemeint ist. Wahrhaftig, mir bebt das Herz im Leibe bei diesen furchtbaren Worten."

„Lesen Sie wieder mehr in Ihrer Bibel, liebe Freundin," bat jetzt das junge Mädchen weich; „glauben Sie mir, das Wort Gottes kommt nicht leer zurück, und es hat noch niemand gereut, ihm zu gehorchen. Erscheint es dem Herzen auch oft schwer, so wir nur ernstlich wollen, giebt uns Gott täglich neue Kraft, und der Friede im Gewissen ist doch das größte Gut."

„Ich will es thun, ich will wieder mehr in der Bibel lesen, von heute an. Und wenn ich einmal etwas nicht recht verstehe, darf ich dann zu Ihnen kommen, liebe Fräulein Maria? Zum Pfarrer zu gehen, scheue ich mich, es ist gleich so auffallend; aber zu Ihnen, da paßt es mir." Und mit beiden Händen faßte sie die Hand des jungen Mädchens und schaute vertrauensvoll. fast flehend zu ihr auf.

„Von Herzen gern, liebe alte Freundin. Sie wissen wahrlich nicht, was für eine große Freude Sie mir durch Ihren Entschluß und Ihr Vertrauen machen, wenn es auch nur wenig ist, was ich Ihnen sagen kann."

„Wenig? — Mehr, viel mehr als Sie wissen, haben

Sie an mir altem, unwissendem Geschöpf schon gethan. Ja es ist so, wie ich Ihnen vorhin sagte: ich habe viel mehr von Ihnen profitiert, als Sie von mir; es bleibt dabei. Und wie schön war's an diesem Sonntagnachmittag! ich möchte nur immer so bei Ihnen bleiben, aber ich muß jetzt leider nach Hause!'

Beide erhoben sich, während die Blütenbäume sich neigten und die Vöglein, die kleinen Frühlingssänger, aus heller Kehle ihr Lied zu Gott emporjubelten.

4 Rückblicke.

Auf einer Bergkuppe, inmitten einer fruchtbaren, anmutigen Gegend, stand ein Forsthaus, kaum bemerkbar für das Auge der im Thale wandernden Menschen, denn es lag versteckt in einer Gruppe mächtiger Tannen. Daher rührte offenbar sein im Volksmund üblicher Name „Tannhaus." Dies Forsthaus war ein reizender Wohnsitz, groß, mit festen Steinwänden und luftigen, hellen Räumen Gegen das am Fuße des Berges gelegene Dorf hin halb von Tannen verdeckt, bot es um so mehr überraschende Schönheit für den Besucher, der an die gastliche Thür des Bewohners pochte. Ein kleiner Garten zog sich dicht vor dem Hause neben der ansehnlichen Freitreppe hin. Die Hand der Bezirksförsterin und ihrer Tochter verstand es, dies Gärtchen in ein lieblich duftendes Blumenbeet zu verwandeln. Hinter dem Hause aber lag ein großer Gemüse- und Obstgarten, aus dessen Zaun eine Gitterthür gerade hinaus in einen prachtvollen Tannen- und Eichenwald führte, der sich stundenweit erstreckte. Es

war ein schöner Sitz in herrlicher Gegend und stärkender Luft. Die Forstei gehörte zu dem Besitztum des Freiherrn von Rödern, der in dem am Fuß des Berges gelegenen Dorf Obertann ein Schloß besaß und noch in anderen Gegenden des Landes großen Grundbesitz sein eigen nannte. Er war Patronatsherr verschiedener Pfarreien und ein persönlicher Freund des Pfarrers Hartwig, der eine durch den Freiherrn zu vergebende Pfarrei inne hatte. Dieser Pfarrer Hartwig aber besaß einen Sohn, welcher der Güte des adligen Freundes seines Vaters die Stelle auf der gepriesenen Forstei verdankte.

Reinmut Hartwig war eigentlich nicht zum Forstfach bestimmt gewesen, sondern sein eigener Wunsch, Theologie zu studieren, befand sich im Einklang mit den Wünschen seines Vaters. Dieser hatte ihn bis zum vierzehnten Jahre selbst unterrichtet und ihn alsdann wohl vorbereitet auf ein gutes Gymnasium geschickt. Als er gerade sein Examen für die Universität bestanden hatte, kam bei ihm ein heftiges Augenleiden, dessen Vorzeichen schon länger vorhanden waren, vollends zum Ausbruch. Nach einer mehrwöchentlichen Kur in einer Augenklinik entschied der ihn behandelnde Arzt, daß er, wenn er überhaupt sein Augenlicht erhalten wolle, ein Fach ergreifen müsse, welches ihm Gelegenheit böte, sich viel im Freien zu bewegen. So mußte denn der junge Mann mit schwerem Herzen auf seinen Lieblingswunsch verzichten, ein Diener des Herrn am Wort zu werden. — In großem Kummer klagte der Vater des jungen Reinmut dem Freiherrn von Rödern seine Not. „Da kann Rat werden," sagte dieser in seiner kurzen Weise. „Da lassen wir den jungen Exitheologen

sich nur erst etwa zwei Jahre praktisch im Forstfach üben, wozu ihm auf meinen Gütern Gelegenheit geboten ist, dann soll er die Forstei droben auf Tannhaus erhalten. Mein alter Förster kann's doch nicht mehr lange da draußen im Walde aushalten und ist froh, wenn er sich bald mit einer ordentlichen Pension in den Großvaterstuhl am warmen Ofen zur Ruhe setzen kann."

Und so geschah's; der Freiherr von Rödern hielt sein Wort, und Reinmut Hartwig wurde als ganz junger Mann Bezirksförster auf Tannhaus. Seine Existenz erschien somit für die Zukunft gesichert.

Sein Augenleiden hatte sich, bald nachdem er sich so viel im Freien, in der würzigen, stärkenden Waldluft bewegte, bedeutend gebessert. Der früher öfters Leidende erstarkte in dem frischen, einfachen Leben nach und nach zu einem gesunden, kräftigen Manne. Sehr schmerzhaft aber war es für ihn, daß, nachdem der Tod ihm vor einigen Jahren die teure Mutter rasch entrissen hatte, nun gerade nachdem er auf Tannhaus aufgezogen war, auch der Vater, der ihm so viel gewesen, starb. Wie ein Einsiedler kam er sich vor droben in seiner neuen Heimat. — Und doch, wie that die Einsamkeit seinem verwundeten Gemüt so wohl! In der heiligen Stille des Waldes erhob sich seine Seele oft zu Gott, und in gläubigem Gebet fand er die innere Ruhe wieder, die er ersehnte. Das Heimweh nach dem geistlichen Berufe aber, dem er von Kind auf schon sein Herz geweiht hatte, konnte er nie recht verwinden. Es schwand auch dann nicht, als ihm Gott in einer jungen, blühenden Gattin den Segen eines reichen, innigen Glückes bescherte. Diese Gattin war die Tochter

eines Arztes; auch sie war eine Waise. Der Bezirksförster lernte das junge Mädchen bald nach seiner Anstellung kennen, als er sich in der ihm befreundeten Familie des Pfarrers Siebold von Obertann auf Besuch befand.

In aller Einfachheit begannen die jungen Leute ihren Hausstand, denn sowohl Reinmut Hartwig, als auch seine Gattin Rosalie waren von Haus aus nicht mit Glücksgütern gesegnet. Doch anspruchsloser Sinn und Häuslichkeit halfen mit, daß das bescheidene Einkommen des Bezirksförsters dennoch ausreichte, selbst als im Lauf der Zeit mehrere Kinder das stille Tannhaus belebten.

Es war ein auf göttlichem Grunde erbautes, an Liebe reiches Familienleben, welches hier erblühte: Vater und Mutter eins im Glauben an ihren Herrn und Erlöser, und die Kinder von früh auf gelehrt, nach dem Einen zu streben, was not thut. „Hier ist wahrlich eine Hütte Gottes bei den Menschen!“ so mußte man sagen, wenn man auch nur für kurze Zeit Einblick in das Leben der Familie Hartwig bekam. Der Bezirksförster war ein geistreicher, charakterfester Mann mit einem gläubigen, tiefen Gemüt, das durch seine besondere Lebensführung und sein früheres Leiden zu großem Ernst hinneigte. Seine Gattin Rosalie besaß ein heiteres, kindlich-frommes Wesen, und mit vollem Herzen hing sie an dem Gefährten ihres Lebens und dankte täglich ihrem Gott in Demut für das Glück, das er ihr, der Verwaisten, in der Liebe des Gatten beschert hatte.

Umgang nach außen suchten die Forstleute nicht viel, aber allsonntäglich sah man sie mit ihren Kindern in das eine halbe Stunde entfernte Dorf Obertann zur Kirche

gehen, und dann wurde fast immer noch ein kleiner Besuch in dem Pfarrhaus gemacht. Pfarrer Siebold und der Bezirksförster waren treue Freunde, und ebenso standen des Pfarrers Gattin und Frau Rosalie einander nahe. Als die Kinder in beiden Familien heranwuchsen, pflanzte sich diese Freundschaft der Eltern auch auf diese fort. Hartwigs besaßen vier Kinder, drei Mädchen und einen Knaben, Pfarrer Siebold ein Mädchen und zwei Knaben. Diese besuchten alle die Dorfschule, erhielten aber von dem Pfarrer sowie von dem Bezirksförster, soweit es deren Beruf erlaubte, noch Unterricht in den für eine höhere Bildung nötigen Fächern.

Besonders herrliche Zeit war es immer für die Kinder, wenn sie nach beendigter Unterrichtsstunde sich an schönen Tagen in der köstlichen Frische des Waldes droben bei Tannhaus ergehen durften. Oftmals nahm sie der Bezirksförster auf seinen Gängen mit in den Wald; er erklärte ihnen dann vieles über das Pflanzen und Pflegen der prächtigen Bäume und versäumte nicht, dabei ein Gespräch über die Wunder Gottes in der Natur an diese Belehrungen anzuknüpfen. Sein Sohn Reinmut und des Pfarrers junge Knaben sprangen bei solchen Spaziergängen wie flüchtige Hirsche ab und zu, während die kleinen Mädchen, Rosalie und Hannchen, gleich schüchternen Rehen nebenher hüpften. Maria aber, die älteste Tochter des Bezirksförsters, wandelte mit ihrer Freundin Dora, des Pfarrers ältestem Kind, in stillem Sinnen neben dem Vater hin, auf jedes Wort seiner Rede eifrig lauschend und unbefangen ihren eigenen Gedanken Ausdruck gebend.

Es war wirklich ein seltenes, inniges Band, welches

die beiden Familien miteinander verknüpfte. Die beiden Hausmütter derselben waren auch von der Art, wie sie so schön in den Sprüchen Salomos Kapitel 31 beschrieben ist. Ohne viel Worte zu machen, leiteten sie durch ihr Beispiel ihre Kinder zu richtigem Thun und Wandel an.

Achtzehn Jahre stillen, aber um so reicheren Glücks waren der Familie Hartwig und ihren Freunden in diesem frommen und doch fröhlichen Leben dahingegangen. Wohl fehlten in dieser Zeit auch die Sorgen nicht, aber es waren immer wieder sonnige Tage darauf gefolgt. Da zog sich über dem lieben Tannhaus eine Wolke drohend zusammen. Die Mutter des Hauses erkrankte an einer Lungenentzündung. Maria war gerade von einem mehrmonatlichen Aufenthalt in der Hauptstadt zurückgekehrt, wo sie bei der uns schon bekannten Fräulein Friederike Hesse das Kleidermachen gründlich erlernt hatte, um ihre Kenntnisse dann zum Nutzen der eigenen Familie zu verwenden. Unter der sorgsamen Pflege des siebzehnjährigen jungen Mädchens genas die Mutter nach Wochen schwerer Sorge wieder, aber der früher kräftigen Frau blieb doch eine Schwäche auf der Brust zurück, womit sich ein beängstigender, asthmatischer Zustand verband. Daher griff Marie nach deren Genesung immer thatkräftiger in die Pflichten des Haushaltes ein. Eine wahrhaft rührende Liebe und Selbstlosigkeit zeigte sich dabei mehr und mehr in dem Wesen der hold erblühenden Jungfrau. Sie war ein seltenes Wesen, so fein und sinnig in ihrer ganzen Erscheinung und doch gewohnt, in allen Zweigen des Haushaltes emsig zu arbeiten und sich vor keinem, auch dem niedrigsten Geschäft nicht, zu scheuen. Ihre Hauptzierde

aber und die Wurzel all ihres Thuns war das innig fromme Gemüt, welches sich schon von Kind auf bei ihr zeigte. Ihr ernster Sinn, der mitunter über ihre Jahre ging, machte sie auch besonders dazu geeignet, den edelgesinnten, glaubensstarken Vater zu verstehen, sowie sie jetzt, da die Stunde der Prüfung herankam, der in Gottes Willen still ergebenen Mutter eine Stütze und Freundin war. Die Geschwister hingen mit Liebe an der größeren Schwester, und ihr freundlich ernster Einfluß konnte nicht ohne gute Einwirkung auf deren Charakter bleiben. — Doch teilte sie ebenso wieder voll Frohsinn die kindliche Lust der Geschwister.

Nach der Genesung der Mutter vergingen nahezu zwei Jahre, da zog die zweite Wolke des Unglücks sich über Tannhaus zusammen, und diesmal traf sie die Krone des Hauses, den Hausvater. An einem besonders kalten Märztage war der Bezirksförster in den Wald gegangen, um seinem Berufe obzuliegen. Er kam schon fiebernd nach Hause; eine heftige Gliederkrankheit, die er sich durch Erkältung zugezogen, warf ihn auf ein schmerzvolles Krankenlager. Bald konnte er sich nicht mehr selbst bewegen, treue Hände mußten ihn heben und legen und ihm die Nahrung reichen. Der feste Glaube, der in seinem Herzen wohnte und den er stets so freudig bekannt hatte, erwies nun seine Kraft an dem Leidenden. Unverzagt inmitten qualvoller Schmerzen, wußte er die Seinigen, die, von schwerem Kummer gebeugt, sein Lager umstanden, immer wieder so herzlich zu trösten, daß sie gefaßt ihr Amt der Liebe an ihm weiter übten. Als es sich aber nach Wochen nicht besserte und der Arzt noch keine Aus-

sicht gab, daß der Zustand sich in Bälde zum Guten wenden werde, da bat der Bezirksförster seinen Gutsherrn um einen Stellvertreter für die Zeit seiner Erkrankung. Dieser sandte denn auch einen jungen Forstpraktikanten, Namens Friedrich Resner, den er seither an einer seiner andern Forsteien verwendet hatte.

So kam denn der junge Forstpraktikant, ein in seinem Fach gut durchgebildeter Mann, als Hausgenosse in die Familie Hartwig. Er füllte seinen Posten treu aus und zeigte sich in der Familie als ein zuvorkommender junger Mann, ja nach und nach, bei der immer zunehmenden Krankheit des Hausvaters, als ein wirklich teilnehmender Freund. Marias kindlicher Glaube und innige Gemütstiefe traten auch jetzt, bei der Krankheit des Vaters, wieder klar zutage. Sie war unermüdlich in der Pflege, welche sie, soviel sie es nur vermochte, der guten Mutter, die nicht vom Lager des Gatten weichen wollte, abnahm.

Sie nötigte die kränkelnde Mutter, sich niederzulegen, wenn diese sich bei den unumgänglichen Nachtwachen überanzustrengen drohte. Sie hielt die Kinder ruhig und mahnte sie liebevoll an ihre Pflichten. Sie war es besonders, welche mit Bibel und Gesangbuch am Lager des teuren Vaters saß und ihm Stellen der Schrift und seine Lieblingslieder vorlas. Sie war es auch, die nun an des Vaters Stelle die Morgen- und Abendandachten hielt, da dies die Mutter bei ihrer Atemnot zu sehr anstrengte. So stand denn jeden Tag die Familie um das Bett des Schwerkranken, und wenn Maria die Andacht gelesen, sprach eins der Kinder das Vaterunser, und der Kranke

selbst fügte, so oft er es nur vermochte, ein freies Gebet und den Segen hinzu.

Öfters befand sich dann auch der junge Forstpraktikant in dem kleinen Kreise: er lauschte mit nie gekannten Gefühlen auf diesen Gottesdienst der sorgenvollen Familie. Ihm, der bisher nur dem Namen nach ein Christ gewesen und allein für das irdische Leben alle seine Kraft eingesetzt hatte, war dies alles etwas ganz Neues. Seine Eltern waren frühe gestorben, und da er von einem reichen Onkel abhängig war, hatte ihn dieser nach seinen eigenen Grundsätzen ausbilden lassen. „Thue recht, scheue niemand, und tritt niemand zu nahe!" dies war die Hauptlebensregel des Onkels, welche er auch seinem Neffen einzuprägen suchte. Jetzt sah Friedrich Resner zum erstenmal eine Familie, die nicht allein einen Glauben, den man ihm als eine verklungene Sage geschildert, offen bekannte, sondern auch nach dem Vorbild des Heilands, den alle ihre Gebete den einigen Erlöser der sündigen Menschheit nannten, ihr ganzes Leben einrichtete. Es kam dabei eine Unruhe in seine Seele, die er früher nie gekannt hatte, vorzüglich aber dann, wenn er Maria in all der kindlichen Hoheit ihres Wesens am Lager des teuren Kranken walten sah.

Als die Krankheit immer nicht weichen wollte, sondern sich fortwährend steigerte, bot sich der junge Mann an, mitunter die Nachtwache zu übernehmen, wofür ihm die erschöpften Frauen dankbar waren. Die treuen Freunde, Pfarrer Siebolds aus Obertann, kamen auch öfters und thaten dem Kranken viel Liebes. Woche um Woche zog sich auf diese Weise das Leben der Familie auf Tannhaus

in Angst und Sorge hin. Dann kam ein furchtbarer Tag, der Tag, an welchem der Arzt erklärte, die Schwäche habe sich durch die vielen Schmerzen und das starke Fieber so sehr gesteigert, daß an ein Aufkommen nicht mehr zu denken sei.

Der Kranke fühlte selbst, daß es mit ihm zu Ende gehe. Er ließ in Zwischenpausen eins um das andere seiner Lieben an sein Lager kommen und redete mit jedem derselben treue Worte der Liebe und Ermahnung. Mit Maria sprach er noch besonders lange und legte ihr, der geliebten Tochter, die Sorge für die schwächliche Mutter und die Geschwister feierlich aufs Herz. — Sein Freund, der Pfarrer von Obertann, reichte ihm tiefbewegt das heilige Mahl. „Der Herr segne euch alle," sprach er kurz nachher und, zu den Kindern gewendet: „Habet Gott vor Augen und im Herzen!" Dies waren die letzten Worte, ehe er seine Augen auf immer schloß für dieses Leben. —

Wer es schon gefühlt hat, was es heißt, an dem Totenbette teurer Lieben zu stehen, der weiß auch, welch ein Schwert dann durch die Seelen der Zurückbleibenden geht und daß es nur Gnade ist, die das blutende Herz in solcher Prüfung aufrecht zu erhalten vermag. Der Kelch der Trübsal war bitter, unsäglich bitter für die verlassene Familie. Die Stütze ihres Lebens war dahingerafft, die Zukunft dunkel, kein Rat in diesem Elend, aber dennoch hielt die schwache Glaubenshand auch jetzt die starke Hand Gottes fest, von dem sie wußten, daß er ihr Vater sei. Über die Zeit der Beerdigung und bei dem darauf folgenden Ordnen vieler peinlichen Angelegenheiten, die

den Frauen so ungewohnt sind, standen Pfarrer Siebold und auch Friedrich Resner der Witwe und den Ihrigen treulich zur Seite.

Maria aber war es wieder besonders, die, in dem eigenen großen Kummer sich fassend, der Mutter und den Geschwistern Halt und Stütze bot. Sie fing schon jetzt an, das Gelübde zu erfüllen, welches sie dem sterbenden Vater gegeben hatte und dessen Ausführung fortan der Zweck ihres Lebens sein sollte.

Der Gutsherr, der zur Zeit des Ablebens des Bezirksförsters Hartwig sich nicht auf seinem Schloß in Obertann befand, ließ durch seinen Rentamtmann einen teilnehmenden Brief an die Witwe richten und derselben eine Pension von fünfhundert Mark jährlich zusichern. Vielleicht würde sie sich höher belaufen haben, wenn der alte Herr, welcher dem Verstorbenen die Stelle gegeben, noch gelebt hätte; seit zwei Jahren aber war ein der Familie Hartwig unbekannter Neffe des ohne Leibeserben verstorbenen Freiherrn in den Besitz der Güter desselben getreten. — Eine Schwester der trauernden Witwe, welche in England an einen reichen Fabrikanten verheiratet war, sandte, nachdem sie die Nachricht von dem Todesfall erhalten hatte, zweihundert Mark und bot sich zugleich an, eines der Kinder bei sich aufzunehmen.

„Nein," sagte auf dieses Anerbieten hin die Mutter mit Entschiedenheit, „es würde mir das Herz brechen, jetzt auch noch eins der Kinder herzugeben; und die Schwester, die mir ja sonst lieb ist, hat zudem so ganz andere Grundsätze wie die, in welchen der selige Vater euch Kinder erzogen hat. Gott kann uns ja, wenn wir ihn bitten, noch

einen andern Ausweg zeigen, und irgendwo giebt es gewiß ein stilles Plätzchen, wo wir, wenn auch in Dürftigkeit, miteinander leben können."

Der Gutsherr hatte freundlich verfügt, daß die Familie noch zwei Monate nach dem Tod des Bezirksförsters auf Tannhaus verweilen dürfe, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Der Forstpraktikant sollte einstweilen dableiben zur Verwaltung bis zum Aufzug des neuen Försters. So schien den Betrübten noch ein kurzes Aufatmen vor dem Abschied von der teuren Heimat beschieden zu sein, mit welcher sie durch jede Faser ihrer Herzen sich verbunden fühlten.

Da traf, etwa vierzehn Tage nach dem Tode des Vaters, ein Telegramm ein, das den jungen Forstmann schleunigst nach Norddeutschland zu seinem erkrankten Onkel berief. Seine Bestürzung war groß, ebenso die der trauernden Familie, denn er hatte sich ihr in der Trübsal, die sie betroffen, als ein aufrichtiger Freund bewiesen. „Ich scheide von Ihnen, werte Frau Bezirksförster, mit dankbarem, bewegtem Herzen und mit der Versicherung, daß ich aus Ihrem Hause Eindrücke mitnehme, die mich im Leben nicht mehr verlassen werden. Vielleicht, wenn sich die Erkrankung meines Onkels bald bessert, kehre ich noch einmal hierher zurück, ehe Sie Tannhaus verlassen; wenn nicht, so schreibe ich Ihnen jedenfalls." Mit diesen Worten verabschiedete sich der junge Mann von Frau Hartwig. Die Trennung von den jüngeren Kindern war überaus herzlich. Als er Maria die Hand zum Abschied bot, sagte er mit einem innigen Blick: „Wir haben eine schwere Zeit miteinander durchlebt, Fräulein Maria; nie

werde ich vergessen, wie Sie all dies Leid trugen und noch tragen. Gott sei mit Ihnen, leben Sie wohl."

Maria hatte seit des Vaters Tode täglich in ihrem Gebet Gott angerufen, ihr zu zeigen, auf welche Weise sie den Ihrigen am besten dienen könne. Einige Tage nach dem Scheiden Friedrich Resners war sie zu einem Entschluß gekommen, und zwar nach schwerem, innerem Kampfe; denn es hieß vieles, was ihr bisher lieb gewesen, aufgeben und ein Leben in untergeordneter Stellung führen, damit die Familie nach dem Wunsch der aufs schwerste niedergebeugten Mutter beisammen bleiben könne. Sie schrieb unter dem Siegel der Verschwiegenheit an Friederike Hesse, ihre frühere Lehrerin in der Hauptstadt. Bei ihr fragte sie an, ob sie glaube, daß sie dort Arbeit als Kleidermacherin werde finden können, und ob eine passende, billige Wohnung für die Familie zu haben sei. Von jetzt an drängte sich Ereignis auf Ereignis mit unbeschreiblicher Hast. Fräulein Hesse antwortete in großer Teilnahme und erklärte sich von Herzen gern bereit, der einst besonders werten Schülerin bei der Ausführung ihres Entschlusses behilflich zu sein. Eine Wohnung hatte sie nach Wunsch gefunden, diese mußte aber schon nach drei Wochen bezogen werden. Ratsam erschien es ferner, daß Maria, ehe sie in ihren neuen Beruf eintrat, zuerst bei Fräulein Hesse einige Wochen das Erlernte wieder einübe, um mit voller Selbständigkeit arbeiten zu können. Auch deshalb, schrieb Fräulein Hesse, sei der baldige Umzug in die Hauptstadt sehr zu empfehlen. Maria dankte Gott aus vollem Herzen für diesen Ausweg, welcher in der gegenwärtigen Not sich ihr bot; daß dieser zugleich ein Demutsweg sein

werde, verhehlte sie sich nicht, aber sie wollte ihn gehen in starker Liebe, in Gottes Namen.

Eine ungeahnt schwere Aufgabe war es für Maria, von der Mutter die Einwilligung zu ihrem Entschluß zu erlangen. Es erschien dieser zuerst kaum denkbar, daß ihr liebes Kind, welches neben aller praktischen Arbeit so regen Sinn für alles edle, geistige Streben besaß, nun sich der Handarbeit ums Brot ausschließlich widmen solle. Das Mutterherz meinte es nicht überwinden zu können, was das Herz der Tochter in heiligem Pflichtgefühl sich selbst auferlegte. Endlich aber willigte sie ein, durch die Notlage dazu gedrängt, doch unter der Bedingung, daß vorerst niemand außer den Freunden im Pfarrhaus zu Obertann Marias Entschluß erfahren solle. Unbekannt, als Frau Hartwig, wollte die arme Witwe in die Hauptstadt einziehen. „Was soll mir," sagte sie schwermütig zu Maria, „nun der frühere Titel, da der teure Vater nicht mehr lebt!" Maria verursachte es jetzt noch mehr Mühe, die tiefbetrübte Mutter zu trösten, als dies sogar in der ersten Zeit nach dem Tode des seligen Vaters der Fall gewesen war. Die Loslösung von der alten Heimat, der Stätte ihres Lebensglückes, die Trennung insbesondere von dem Grab des teuren Vollendeten, das Dunkel der Zukunft — all dies Weh drang gleich tausendfältigen Dornen in das Herz der müden, kranken Frau. Es kam öfter wie eine Schwermut über die Tiefbetrübte, so daß Maria Gott dankte, als schließlich unter Mithilfe der Freunde aus Obertann die Übersiedelung in die Hauptstadt bewerkstelligt war. Kurz vor der Abreise kam noch ein Brief von dem jungen Forstmann Friedrich Resner aus

Norddeutschland, voll von Versicherungen freundschaftlicher Teilnahme, doch mit der Nachricht, daß die Erkrankung seines Oheims ihn noch länger bei demselben festhalten werde; er gebe aber die Hoffnung nicht auf, die Familie vor ihrem Wegzug von Tannhaus noch wiederzusehen. Diesem Brief an die Mutter lag ein besonderes Blättchen für Maria bei. Es war jenes Gedicht, „Schwerer Verlust" betitelt, welches wir das junge Mädchen in der Laube des kleinen Gartens mit inniger Bewegung lesen sahen. — Eine Adresse war dem Briefe Friedrich Resners nicht beigefügt: so konnte die Witwe sein freundliches Schreiben nicht beantworten, und der früher erfolgte Abzug der Familie von Tannhaus blieb dem jungen Freunde derselben ebensowohl unbekannt, wie auch die neue Heimat in dem stillen Witwenasyl in der Hauptstadt.

5. Im Demutsthal.

Unsagbar schwer war es der Familie Hartwig geworden, sich nach dem frischen, freien Landleben in der Stadt einzugewöhnen. Statt des schönen, großen Hauses, das ihnen sonst allein zu Gebote gestanden, mußten sie sich mit einer aus drei kleinen Zimmern und einer Küche bestehenden Wohnung begnügen. Den Keller teilten sie mit den Familien, welche das Haus bewohnten, und das Gärtchen hinter dem Haus nahm nicht den zehnten Teil von dem Flächenraum des Gutes ein, welches das liebe Tannhaus umgab. Dennoch mußten sie sich glücklich schätzen, daß es Friederike Hesse gelungen war, die günstig in der Nähe des Marktes gelegene Wohnung zu dem verhältnis-

mäßig billigen Preise von 150 Mark jährlich für sie zu mieten; billig im Vergleich mit den sonstigen hohen Mietspreisen der Hauptstadt, aber der armen Witwe erschien er doch sehr hoch, da er allein schon mehr als den vierten Teil der ihr bewilligten Pension in Anspruch nahm.

„Hätte der Metzger Hauer seinem alten Haus einen neuen Rock angezogen und fürchteten sich manche verwöhnte Leute nicht vor dem Geruch, der manchmal in einem Metzgerhaus entsteht, so müßten Sie die Wohnung gewiß um die Hälfte teurer bezahlen," sagte Friederike Hesse tröstend zu Frau Hartwig. „Und dann haben wir dazu den Metzger im Haus, wie bequem dies ist für uns, liebe Mutter; der Bäcker wohnt uns schräg gegenüber und bringt uns sogar die Ware, wenn wir es wünschen. Das allerbeste aber ist noch, daß wir den Markt so nahe haben und nur ein paar Schritte zu machen brauchen, um das Nötige zu holen," fügte Maria lächend hinzu. — „Dann giebt es auch ein Gärtchen hinter dem Haus, gewiß eine Seltenheit in der Stadt!" rief nun Reinnut, welcher, von Marias Beispiel hingerissen, sich heldenhaft bemühte, seinen Schmerz niederzukämpfen und die Mutter zu ermutigen und zu erheitern.

Die jüngeren Schwestern schwiegen und suchten sich, wie es eben ging, in die neue Welt einzuleben. Am Abend jedoch, wenn sie glaubten, die Mutter schlafe schon, da lagen sie oft noch leise weinend und drückten die Gesichtchen in die Kissen ihres Lagers, bis endlich der Schlummer sich auf ihre Augen senkte und ein Traum sie forttrug in die schöne Heimat, wo sie so glücklich gewesen waren.

Mit dem Betrag, welcher vor dem Wegzug vom Tannhaus aus den entbehrlichen Gegenständen des Haushalts gelöst wurde, war die Möglichkeit geboten, die Kosten des Umzuges zu decken und das erste Quartal der Miete zu bestreiten. Die Summe, welche die Tante aus England gesandt, half mit zur Anschaffung der Trauerkleidung für die Familie und zur Entrichtung des halbjährlichen Schulgelds der Kinder.

Maria überlegte mit der Mutter alles bis aufs kleinste hinaus, wie sich nun die Führung des Haushalts gestalten solle. Die alte, treue Dienstmagd hatte entlassen werden müssen. Viele Thränen kostete dies Scheiden, denn neun Jahre war sie im Hause gewesen und sozusagen zu einem Glied der Familie geworden. Aber es mußte eben sein, denn eine Magd zu halten wäre zu kostspielig gewesen. Nicht einmal die Ausgabe für eine Lauffrau, welche die gröbste Arbeit besorgte, war rätlich. So wurde mit der freundlichen Hausfrau — Frau Hauer — vereinbart, daß deren starke Magd gegen ein bescheidenes Entgeld das Nötigste morgens und abends versehen solle. Die Mutter besorgte den Haushalt und die einfache Küche. Sie nähte, wusch, strickte und besserte das Weißzeug und die Kleider der Kinder aus mit einem Eifer und einem Fleiß, welche bei ihrer schwachen Gesundheit wirklich bewundernswert erschienen. Da saß sie oft bis tief in die Nacht hinein und arbeitete fort und fort, so sehr Maria sie auch ermahnte, sich zu schonen und zu ruhen. „Laß mich noch bei dir sitzen, Maria," sagte sie auf solche Aufforderung hin oft mit weicher Stimme, „es thut mir so wohl, dein Gesicht zu sehen, nachdem du den ganzen Tag über mir

gefehlt hast." Und dann sprachen die beiden noch miteinander in ihrer Einsamkeit von dem teuren Vater, von der Erziehung der Kinder, von vergangener und gegenwärtiger Zeit, die Zukunft Gott anheimstellend. Dies waren die glücklichsten Augenblicke im Tageslauf für die Witwe und ihre Tochter, aber manche heiße Thräne floß bei solchem Zwiegespräch die Wangen hinab.

Maria hatte sich ein hohes Ziel gesteckt; sie wollte ihrer eigenen, innersten Neigung entgegen sich nun ausschließlich einer Arbeit widmen, von welcher sie für den Unterhalt der Familie dauernden Erwerb erhoffen durfte. Sie wollte es thun, und sie that es mit einem so starken, frommen Mut, daß es ihrer Umgebung vorkommen mochte, als sei die übernommene Bürde nicht so schwer für sie, als dieselbe es doch oft in Wirklichkeit war. Maria hatte sich ja nach ihren Schuljahren nicht nur der häuslichen Arbeit gewidmet, sondern sich auch in den neuern Sprachen und in der Musik hübsche Kenntnisse erworben. Sie las gerne ein gutes Buch, und Herz wie Seele fanden reichen Genuß in solcher Lektüre. Mit Wonne und Wehmut gedachte sie der Abende, an welchen der Vater die Seinen am Familientisch um sich versammelte, um ihnen mit seiner klangvollen Stimme ein lehrreiches Buch, eine geistreiche Dichtung vorzulesen und zu erklären. Alles dies lag nun hinter ihr wie ein schöner, ferner Traum. Arbeit und immer wieder Arbeit unter Fremden vom Morgen bis zum Abend, und oft welche erschlaffende, ermüdende Arbeit, war fortan die Losung ihres Lebens! Aber immer wieder stand das Bild des sterbenden Vaters vor ihrer Seele und das Gelöbnis, das sie ihm gegeben. Alle

ihre Kraft wollte sie daran wenden, um die Geschwister so zu bilden und zu erziehen, wie sie wußte, daß es des seligen Vaters Wunsch gewesen wäre und zugleich im Willen der treuen Mutter liege.

Mit einem wahrhaft begeisterten Glauben hoffte sie, daß sie das Ziel, welches sie sich gesteckt, erreichen werde, und dieser Glaube hielt sie aufrecht inmitten all der großen Ansprüche, welche fortwährend an ihre junge Erfahrung gestellt wurden. Reinmut, der talentvolle Knabe, besuchte das Gymnasium, die beiden Mädchen die höhere Töchterschule. Für Rosalie, die schon früh zur besonderen Freude des Vaters unter der Anleitung der Freundin der Familie, Frau Pfarrer Siebold, bedeutendes Talent im Klavierspiel zeigte, machte es Maria, wie bereits erzählt, schon nach kurzer Zeit möglich, daß der unterbrochene Unterricht bei einer guten Lehrerin wieder aufgenommen werden konnte.

Maria wußte nun wohl, daß sie weder der Mutter noch den Geschwistern den Ernst und die Treue des Vaters ersetzen könne, aber sie wollte das Mögliche versuchen, um der tiefgebeugten Mutter das Leben freundlicher, den Geschwistern es so sonnig zu machen, wie es jetzt noch werden konnte. Kam Maria noch so müde nach Hause, immer hatte sie ein liebes, erfreuendes Wort für die Mutter und die Geschwister. Sie erzählte, was ihr Gutes im Lauf des Tages begegnet war, und verschwieg die vielen Schwierigkeiten und Demütigungen, welche ihr Beruf nur zu oft, fast täglich, mit sich brachte. Die Schulaufgaben der Kinder prüfte sie, spornte sie sowohl durch Lob wie auch Tadel zum eifrigen Fortlernen an und freute

sich dankbar im stillen, daß die höhere Bildung, welche sie genossen hatte, nun doch den Geschwistern nütze. Sie spornte die Mädchen an, der guten Mutter, wenn sie irgend Zeit neben ihren Schulaufgaben fanden, bei der Arbeit im Hause behilflich zu sein. Auch Reinmut nahm einen Teil der häuslichen Arbeit bereitwillig auf sich. Er spaltete das Holz klein, er holte am Brunnen im Hofe Wasser und trug Kohlen herbei. So war die ganze Woche für jedes Glied der Familie stets mit Arbeit reichlich ausgefüllt. Und die Sonntage, o wie waren sie im lieben Tannhaus immer so köstlich gewesen! Erst die Andacht im Gotteshause drunten im lieblichen Thal; dann das gemütliche Zusammensein im Hause oder im Freien; endlich das Lesen guter Bücher, der Gesang geistlicher Lieder und die feierliche Abendandacht, welche den Tag beschloß. Solch einen Sonntag suchte Maria den Ihrigen auch in der neuen, engbegrenzten Heimat zu bereiten. Wie sie, trotz aller Anfechtungen und Verlockungen ihrer Kunden, selbst fest dabei blieb, am Sonntag nichts Unnötiges zu arbeiten, so hielt sie im Verein mit der Mutter auch mit allem Ernst darauf, daß alle Schulaufgaben der Kinder immer am Samstag beendigt wurden und durchaus keine Arbeit auf den Sonntag verschoben werden durfte. „Es liegt kein Segen auf der Sonntagsarbeit, denn sie widerstreitet Gottes Gebot!“ Wie unzählige Male hatten sie dieses Wort aus dem Munde des seligen Vaters vernommen, — „und dies wollen wir uns gesagt sein lassen“, mahnten Mutter und Schwester stets wieder die Kinder und prägten ihnen damit die Heilighaltung des Sonntags tief ein.

6. Zweierlei Gespräche.

Es war ein schöner Nachmittag. Maria vollendete eine angefangene Arbeit zuhause und hatte sich dazu in die Laube des Hausgärtchens gesetzt. Allerlei Schnittmuster und Modejournale lagen vor ihr auf dem Tisch, und sie legte zuweilen ihre Arbeit für einen Augenblick nieder, um einen prüfenden Blick in die Modezeitung zu werfen. Auf ihrem Antlitz spiegelten sich, während sie emsig nähte, wechselnde Empfindungen ab, doch der Ausdruck wehmütigen Ernstes herrschte vor. „Was sitzest du denn so allein und betrübt hier in der Laube, Maria?“ klang jetzt Reinmuts helle Stimme an ihr Ohr. Von der Schule heimgekehrt, war er heruntergekommen, um die Schwester aufzusuchen. — „Betrübt?“ sagte Maria, „sehe ich denn so aus, Reinmut?“

„Ja, nun freilich lächelst du wieder. Aber, Maria, vor mir brauchst du es nicht zu verbergen, wenn dir deine Arbeit sauer wird, wie du es vor der Mutter thust, um sie nicht traurig zu machen; mir darfst du's schon sagen.“ Dabei ergriff Reinmut eines der Modejournale und blätterte hastig darin. — „Du meinst, die Arbeit werde mir sauer, Reinmut, und doch ist dies nicht eigentlich das rechte Wort. Nicht, daß ich arbeite, sondern was ich arbeiten muß, wird mir, ich gestehe es, zuweilen schwer. Doch du kannst dies wohl nicht so ganz verstehen.“

Reinmuts feurige Augen blitzten, als er jetzt eifrig ausrief: „Ich sollte es nicht begreifen, daß es dich niederdrücken muß, alle deine Zeit und Kraft solchen Thorheiten zu widmen!“ und dabei deutete er auf eines der Mode-

bilder in dem aufgeschlagenen Blatte, welches eine Dame in äußerst auffallendem und dabei unschönem Kostüm darstellte.

„Ich fertige soeben den gleichen Anzug an, wie ihn dieses Bild zeigt," sagte Maria leise. „Da du aber," fuhr sie fort, „nun einen Gegenstand berührt hast, von dem ich eigentlich lieber schweige, so will ich dir sagen, daß es mich allerdings schon schmerzlich berührt hat, so oft sehen zu müssen, wie die große Mehrzahl meines Geschlechtes nur darauf bedacht ist, den Körper zu schmücken, mag auch die Seele dabei not leiden. Ja, es hat mich zu Anfang manchen inneren Kampf gekostet, bis ich dessen gewiß wurde, daß ich meine Arbeit thun dürfe unbeschadet meines Gewissens. Das Schriftwort: „Ein jeder steht und fällt seinem eigenen Herrn," ist mir hierbei zur Beruhigung und zum Trost geworden. Gott gebe nur, daß ich selbst vor den Gefahren bewahrt bleibe, die mein jetziger Beruf so vielfach mit sich bringt, und unter denen vor allem die Zungensünden zu den gefährlichsten gehören."

„Meine gute Schwester," sagte Reinmut, indem er sie liebreich anblickte, „ich kann es mir wohl denken, daß man sich da hüten muß, wenn man in so verschiedene Häuser kommt und einem gewiß oft neugierige Fragen über die Familien, in denen man arbeitet, gestellt werden. Aber," fuhr er nun in minder ernstem Tone fort, „ich habe es früher wirklich auch nicht entfernt geahnt, daß es so viel Eitelkeit in der Welt giebt. Denke nur, Maria, eben heute ging so eine echte Modedame vor mir her mit einem lächerlich hoch aufgebauschtem Kleid, so daß man nicht hinter ihr gehen konnte. Da fragte mich ein Kind von sechs Jah-

ren neben mir plötzlich ganz laut: „Du, gelt, die Frau da hat einen Stuhl in ihrem Kleid?“ Die Dame kehrte sich um, wie von einer Wespe gestochen. Du hättest nur ihr rotes, erzürntes Gesicht sehen sollen.“ Und Reinmut lachte im Nachklang dieses komischen Vorfalls so herzlich, daß Maria nicht umhin konnte, fröhlich mit einzustimmen.

Nach einer Weile jedoch sagte sie aufs neue ernst: „Man wundert sich nur, daß nach allem, was gegen die Auswüchse der Mode gesagt und geschrieben wird, doch die Mode stets unbeirrt als wahre Tyrannin weiter herrscht. Menschen, die sich nicht unbedingt vor ihr beugen, gehören zu den Seltenheiten. Nur wenige fragen dabei: was ist vernünftig, und was paßt für mich und meine Verhältnisse? Am schmerzlichsten berührt es mich jedoch, daß auch ernst geltende Christinnen in bezug auf ihre Kleidung oft so peinlich genau sich nach der Mode richten. Sie sagen zu ihrer Entschuldigung, ihr Stand erfordere es, man könne nicht auffallen — und dergleichen mehr; als ob die herrschende Mode nicht oft sehr auffällig wäre! Dazu bringt die Sucht zu gefallen oft Unfrieden, ja Ruin in die Familien. Wir Kleidermacherinnen sollen bald der Mutter gegen die Tochter, oder dieser gegen die Mutter helfen, manchmal gar hinter dem Rücken des Hausherrn eine Arbeit anfertigen — da muß man sich täglich ernst vor Gottes Augen prüfen in jedem seiner Worte und Handlungen, um kein Unrecht zu thun. Wie köstlich ist es darum, wenn man wie wir mit allem Ernst auf das hingewiesen wurde, was uns die H. Schrift auch in solchen Dingen gebietet! Wie hat doch mir und den Schwestern die liebe Mutter schon von früh an das eingeprägt, was

1. Tim. 2, V. 9—10, sowie 1. Petri 3, V. 3—4 geschrieben steht vom Wandel und Schmuck des christlichen Weibes. Wahrlich, Reinmut, wir können unsern Eltern nie genug danken!"

Reinmut blickte eine Weile still vor sich nieder, dann sagte er: „Und was sagt denn dein Fräulein Hesse zu solchen Dingen?"

„Wenn sie mich auch nicht in allem versteht, so stimmt sie doch darin mit mir überein, daß wir Kleidermacherinnen nicht etwa verpflichtet sind, ebensolche Kleider zu tragen, wie wir sie für unsere Kunden anfertigen, daß wir nicht gleichsam als lebendiges Modejournal einhergehen müssen. Sie erkennt sogar an, daß solcher Prunk und Putz für gar viele der Näherinnen, die ihn tragen, zum Verderben wird. Sie selbst ist einfach in ihrer Kleidung, wie du weißt."

„Ja sie gefällt mir, die alte Hesse," versetzte Reinmut, „sie hat Charakter, wie man zu sagen pflegt, und ich glaube, Schwesterchen, du kannst sie um den Finger wickeln, so große Stücke hält sie auf dich."

„Friederike hat einen klaren Verstand, ein zartes Gewissen und ein warmes Herz für alles Gute. Ich freue mich sehr, daß sie mich lieb hat, wie ich sie," erwiderte Maria lebhaft. Kaum aber waren diese Worte verhallt, da kam schon Hannchen gesprungen, eifrig rufend: „Maria, Fräulein Hesse ist droben bei der Mutter und möchte gern mit dir sprechen!" Maria packte ihre Arbeit zusammen und ging eilig mit Reinmut und Hannchen ins Haus.

Während die Geschwister obiges Gespräch mit einander führten, saßen die jungen Nähmädchen, welche bei

Friederike Hesse arbeiteten, eifrig nähend und noch eifriger plaudernd beisammen, — war doch die Lehrmeisterin selbst nicht anwesend. „Es ist etwas mit unserem alten Fräulein Hesse vorgegangen," sagte eines der Mädchen im Flüsterton, als könnte es die eben Abwesende dennoch hören.

„Gut war sie ja immer," sagte eine andere, „aber gleich hitzig, wenn man etwas nicht begreifen konnte, und dann hieß es: aufgepaßt! sonst gab's Feuer."

„Denkt nur," fügte das schmucke Käthchen hinzu, „neulich, als die Frau Hofrätin durchaus haben wollte, daß Fräulein Hesse am Sonntag arbeite, damit sie ihr Kleid früher bekomme, da hörte ich, wie sie sagte: ‚Sonst steh ich zu Diensten, wenn es die Frau Hofrat verlangen, aber am Sonntag arbeite ich nicht mehr.'"

„Und doch ist's noch gar nicht lange her," versetzte die schnippische, eitle Lisette, „da kam es ihr nicht so genau darauf an, uns auch einmal am Sonntag ein paar Stunden anzuspannen, anstatt daß man da auch seine Freiheit haben und im Sonntagsstaat, mit Hut und Schirm, spazieren gehen will wie die feinen Dämchen, für die wir uns die Woche über abplacken müssen."

„Wißt ihr, was ich glaube," nahm jetzt die erste wieder das Wort, „daran ist niemand sonst schuld als Maria Hartwig. Die hat's ihr angethan mit ihrem sanften Wesen und schönen Gesicht."

„Sage lieber mit ihrer Frömmigkeit," fiel jetzt die ernstere Anna ein, „und das muß man sagen, gut muß man ihr sein; es wäre schön, wenn wir alle wären wie die."

„Mit der Wahrheit nimmt's unsere Hesse jetzt auch genauer wie früher. Sie sagt's den Leuten gerade ins Ge-

sicht, wenn sie keine Zeit hat, einen Anzug zu machen, und sagt nicht mehr: ‚Übermorgen wird's fertig!' wenn es doch vor einer Woche nicht möglich ist," rief jetzt lachend das jüngste der Mädchen.

„Ja, deswegen hat sie aber auch schon allerlei Kunden verloren," sagte nun Käthchen wieder. „Die eigensinnige Frau v. Möller, die nie warten wollte, hat ihr aufgesagt, und ebenso die alte Frau Postrat. Dann die gnädige Gräfin, wißt ihr, die immer dreimal anprobiert, ehe es einmal recht ist, die ist auch ungnädig geworden, weil unser Fräulein Hesse ebenfalls weiß, was sie will."

„Das schlimmste aber ist doch, daß wir jetzt so still sein sollen, immer so überaus anständig reden, nicht über die Leute klatschen, wie die Hesse sich ausdrückt, denn sie meint, das führe zu nichts Gutem. Ich möchte nur wissen, ob sie nicht am Ende gar eine Fromme wird, und wir sollen zuletzt noch mitthun. — Aber ich weiß eine, die nicht dabei ist. Sitz ich die ganze Woche hier in der Knechtschaft fest, so will ich wenigstens nicht am Sonntag auch noch in der Kirche sitzen; da geh ich viel lieber mit meinem lustigen Fritz spazieren."

Kaum waren die leichtsinnigen Worte gesagt, so trat eine lautlose Stille ein, denn Friederike Hesse kam von ihrem Ausgang zurück und war unvermutet ins Zimmer getreten. Sie sah ernst und doch freudig aus, sie hatte ja im Vorübergehen Maria gesprochen, und es war ihr immer, wenn sie das junge Mädchen sah, als sei ein Sonnenstrahl in ihre Seele gefallen. Maria selbst aber ahnte es nicht, welchen Einfluß sie in ihrem stillen, gottesfürchtigen Wandel auf das Gemüt ihrer früheren Lehrerin schon ge-

wonnen hatte und wie dieser Einfluß bereits anfing, gleich einem langsam gährenden Sauerteig weiter zu wirken. Demütig ging sie den Pfad ihrer Pflicht weiter im Aufblick zum Herrn, der ihr half und dem sie kindlich vertraute.

7. Sonnenblicke durch Wolken.

Die runde, untersetzte Frau Metzger Hauer, eine Frau in den Fünfzigern, war ihren Mietsleuten im ersten Stockwerk freundlich zugethan, obgleich Hartwigs höchstens zweimal in der Woche Fleisch bei ihr holten, und gerade deshalb, denn sie merkte bald, warum dies so selten geschah. — Ihr Schlafzimmer befand sich unter demjenigen, in welchem Frau Hartwig mit ihren Töchtern schlief, und die gute Frau Hauer hörte da oft mitten in der Nacht die bleiche Frau husten und immer wieder husten. Das rührte ihr das Herz. Dazu waren ihr das Fräulein Maria, Reinmut und die beiden Mädchen lieb. Sie selber hatte nie Kinder gehabt und konnte es kaum verschmerzen, daß ihr dieser ihr größter Wunsch versagt geblieben war. — Sie merkte nun wohl, daß nicht alle Kinder den Eltern einzig Freude machen. Um ein Beispiel dafür zu finden, brauchte sie nicht einmal weit zu suchen, nur zwei Treppen hoch in ihrem eigenen Hause. Dort wohnte nämlich der Schuhmacher Kupfer mit seiner Ehehälfte und zwei bösen Buben, welche den Eltern und auch dem Metzgermeister Hauer und seiner runden Gattin viele Not machten. — Solche Kinder hätte sich nun die gutherzige Frau nicht gewünscht; aber wenn sie die der Frau Hartwig ansah, da lachte ihr ordentlich das Herz. Wie fein und nett die einhergingen in den einfachen, zierlichen Kleidern, welche

ihnen die große Schwester machte, nachdem sie den Stoff dazu bei Ausverkäufen billig erstanden! Maria redete öfters freundlich mit Frau Hauer und fragte sie über dieses oder jenes um Rat; deshalb wußte diese schon Bescheid in so manchem, was die Familie anging.

Frau Hauer ließ sich's nicht nehmen, ab und zu der bleichen Frau und den Kindern eine kleine Überraschung in Gestalt dampfender Würste oder eines guten Stückes Rinds- oder Kalbsbraten eigenhändig hinaufzutragen. „Wissen Sie," sagte sie entschuldigend dabei, „es ist nur, daß Sie nicht die Mühe haben, liebe Frau, es selber zu kochen, und mir geht's in einem hin. Mein Mann hat auch gesagt: ‚Frau, bring doch der Frau Mieterin einen Bissen hinauf, denn was dem einen schmeckt, schmeckt auch dem andern, und du, Kathrine, bist dein lebtag eine gute Köchin gewesen.' Ohne mich zu rühmen, ich sag nur, was mein Mann gesagt hat, wissen Sie!" (Die gute Frau Hauer pflegte alle ihre Sätze mit den Worten „Wissen Sie!" anzufangen und zu schließen. Es war ihr dies sozusagen eine Handhabe und Stütze bei ihrer Rede, und zuletzt stemmte sie regelmäßig dazu die beiden dicken Arme in die Seite.)

Eins aber quälte die gute Seele, und sie wußte doch nicht, wie sie es ändern sollte, nämlich daß sie nach Verlauf eines Jahres immer noch nicht so recht wußte, wer ihre Mietsleute eine Treppe hoch eigentlich seien. „Denn erstens, Gottlieb," sagte sie oft zu ihrem Mann, „sieht die Frau aus, als hätte sie schon bessere Tage gehabt, und ist nicht so eine ungebildete Frau wie unsereiner. Zweitens ist die Maria viel zu fein, als daß sie ihr lebtag eine

Kleidermacherin gewesen wäre; und dann die Mädchen! Die eine spielt Klavier, besser als dem Kaufmann Ernst seine Helene da drüben, die alsfort klimpert und kommt doch nichts dabei heraus. Das Hannchen aber mit dem rotbäckigen Gesicht und dem blonden Haar sieht aus wie der Posaunenengel auf der Orgel, wenn sie einen mit ihren blauen Augen anlacht, — und nun erst mein Reinmut!" — Die gute Frau hielt hier eine Weile bewegt inne und atmete tief, ehe sie fortfuhr: — „und drittens, wie gesagt, Gottlieb, die Leute sind mehr, als sie jetzt sein wollen, und ich bring's doch noch heraus."

Der Mann erwiderte nicht eben viel auf solche nicht seltene Reden seiner Frau. Er brummte erst ein wenig vor sich hin und sagte dann: „Mir auch recht, wenn du's herausbringst; aber rechte Leute sind's, und ihren Mietzins bezahlen sie auf den Tag, da hat's noch nie gefehlt."

Maria aber hatte längst gemerkt, wo die gute Frau Hauer der Schuh drückte, zumal diese öfters ziemlich unverblümte Redensarten fallen ließ, wie: „Wissen Sie, Fräulein, man merkt doch, daß man vornehmer abstammt, wenn man es auch nicht sein will. Da müßte man ja blind sein, um das nicht zu sehen, denn — Spalierobst ist nun einmal kein Backapfel, wissen Sie!"

Da Frau Hauer sich als eine bewährte Freundin der Familie bezeigte, die an deren Ergehen aufrichtigen Anteil nahm, so bat Maria eines Tages die Mutter, daß sie der guten Frau einiges Nähere über ihre Familienverhältnisse im Vertrauen mitteilen dürfe. Obgleich es der Mutter immer noch zu schmerzlich war, anderen von der Vergangenheit zu sagen, so erkannte sie doch die Billigkeit dieses

Vorschlages an. So kam es denn, daß an einem Sonntag, als Frau Hauer eben allein in ihrem Wohnzimmer saß und gerade darüber nachdachte, ob sie nicht lieber ein wenig hinaufgehen solle zu ihren Mietsleuten, Maria zu ihr herunterkam und sie fragte, ob es ihr lieb sei, wenn sie ihr ein wenig von den Schicksalswegen erzähle, welche Gott sie und die Ihrigen geführt habe. Die runde Frau faßte sie an den Händen, drückte sie in eine Ecke des kleinen Sofas nieder und versicherte, ehe Maria nur ein weiteres Wort gesagt hatte, stets aufs neue, wie wohl ihr dies Vertrauen thue. Endlich kam Maria zum Reden. Frau Hauer nahm ihr jedes Wort vom Munde ab, und ihre Thränen flossen reichlich, als Maria zuerst von dem schönen, ja glücklichen Leben in Tannhaus, dann von der Krankheit und dem Tode des Vaters erzählte.

Von dem Tage an, da die gute Frau Hauer in dieser Weise in das Vertrauen der Familie Hartwig gezogen wurde, verdoppelte sich noch ihre Freundschaft gegen dieselbe. Der Frau Hartwig nahte sie stets mit einer gewissen Ehrfurcht, nannte sie auch von jetzt an nicht mehr „liebe Frau Hartwig," sondern „Madame," und knixte dabei, wenn sie zu ihr redete. Sie hatte vor Jahren bei einer vornehmen Herrschaft gedient; da wußte sie schon, wie es sich schickte.

Die große Herzensgüte der ehrlichen Metzgersleute fiel wirklich gleich Sonnenblicken in das Leben der Familie hinein, und sie erkannte darin die Liebe Gottes, welche sie eben in dieses Haus geführt hatte. Aber noch manch anderer Sonnenblick durch die Wolken der Trübsal war ihnen beschieden. Die Kinder machten so gute Fortschritte in der

Schule und brachten die besten Zeugnisse nach Hause. Besonders Reinmut berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Er war der Erste in seiner Klasse, wurde im Schlußakt öffentlich belobt und hatte einen Preis erhalten. Maria war mit den Schwestern im Schlußakt gewesen, da sie gerade an diesem Tage ausnahmsweise nicht auswärts arbeitete und die Kinder einen freien Nachmittag hatten. Als sie dann mit dem vor Glück strahlenden Reinmut nach Hause kamen, dieser der Mutter die silberne Denkmünze wies, die er erhalten, und Maria das übrige erzählte, da schloß die Mutter den Sohn in die Arme und küßte ihn, während Freudenthränen ihr die Wangen netzten.

Frau Hauer aber, welche die Kunde auch alsbald erfuhr, kämpfte ihre Rührung mit Gewalt nieder, indem sie schnell einen Waffelteig einrührte, da sie Waffeln vorzüglich zu bereiten verstand. Am Abend des festlichen Tages, als die Familie eben traulich in der Dämmerung beisammen saß, klopfte es leise an, und herein trat Frau Hauer mit einem großen Teller voll Waffeln in der Hand, dazu eine Tafel Schokolade: „Wissen Sie," fing sie beinahe schüchtern an, „es ist nur wegen des Reinmut! — und," fuhr sie fort, indem sie das Mitgebrachte auf den Tisch niedersetzte, „wenn's nicht stört, so wär' mir's eine Herzensfreude, den Schokolad drüben in Ihrer Küche zu kochen und, wenn's Ihnen nichts ausmacht, mich selber auch dazu einzuladen, es ist nur wegen des Reinmut, wissen Sie!" Bei dieser Rede zog sie das Taschentuch hervor und wischte sich wiederholt die Augen. Als dann Frau Hartwig freundlich dankend sagte: „Natürlich bleiben Sie bei uns, liebe Frau Hauer, es ist uns ja eine große

Freude. Aber die Schokolade dürfen Sie nicht selbst kochen, das thut Maria!" — da setzte sich Frau Hauer auf einen Stuhl neben Reinmut, ergriff ihn bei der Hand und schüttelte sie ihm kräftig. Plötzlich aber neigte sie sich gegen ihn, faßte ihn beim Kopf und gab ihm einen herzhaften Kuß. Selbst über ihre Kühnheit erschrocken, fuhr sie dann zurück, beugte sich entschuldigend gegen den über diesen unerwarteten Überfall erstaunten Reinmut und stammelte: „Das Herz war zu voll von Freude, zu voll; es mußte heraus, lieber, guter Reinmut, wissen Sie!"

8. Der Herr Direktor.

Der glückliche Ausgang des Schlußakts hatte aber noch andere ungeahnte Folgen. Der Direktor des Gymnasiums, Herr Bernhard Fabricius, saß an einem der darauf folgenden Tage behaglich mit der dampfenden Zigarre in seinem Studierzimmer und freute sich der durch die gegenwärtigen Ferien eingetretenen größeren Ruhe. Er gab seinen Gedanken Audienz und ließ die Reihen der Lehrer, wie auch der Schüler im Geiste an sich vorüberziehen. Jetzt schienen diese Gedanken bei einem gewissen Gegenstand anzuhalten, er rauchte eifriger in großen Zügen, dann sprach er leise vor sich hin: „Ein gescheiter Junge, ein prächtiger Junge, dieser Reinmut Hartwig! Kommt da her vom Lande, bisher nur von seinem Vater unterrichtet; ich nehme ihn auf, halb mit Mißtrauen, muß ich gestehen, denn es ist mir im allgemeinen nicht lieb, wenn die Schüler nicht stufenweise von der untersten Klasse an das Gymnasium durchlaufen,

— kommt bei den meisten dann zu nichts Ganzem. Aber dieser Hartwig, ich muß es sagen, der ist eine Ausnahme von der Regel, wird mir im ersten Jahre gleich Primus, überflügelt mir alle. Und der Sohn einer Witwe ist er, seine große Schwester ist Kleidermacherin, wie er sagt, er hat noch zwei jüngere Schwestern, welche die Töchterschule besuchen. Hm, hm! die Familie muß ich kennen lernen, und für den Jungen will ich in jedem Fall etwas thun!" Er ging jetzt an die Thür seines Studierzimmers und rief mit lauter Stimme hinaus: „Amalie, Frau, bring' mir doch meinen Hut und Stock!"

Die Gerufene erschien alsbald mit dem Gewünschten in der Hand, indem sie fragte: „Willst du denn heute noch ausgehen, Lieber?" — „Ja, Amalie, ich habe dir von dem jungen Reinmut Hartwig erzählt, dem Sohne einer Witwe, ich will ihn aufsuchen." — „Weißt du denn auch genau, wo der junge Mensch wohnt, Bernhard?" versetzte die Gattin, welche für den nur in seinem Berufe lebenden, gelehrten Mann die praktische Seite des Lebens vertreten mußte. — Der Direktor zog ein Notizbuch hervor: „Ich habe mir's aufgeschrieben, bei Metzger Hauer, am Markt, Nr. 146, ist leicht zu finden. Also, adieu, mein Kind!" Und rüstigen Schrittes machte sich der Direktor, der hoch in den Fünfzigern sein mochte, auf den Weg.

Die Witwe Hartwig stand eben am Tisch und bügelte, Rosalie half ihr dabei, denn auch die beiden Mädchen hatten, gleich Reinmut, Ferien. Reinmut war in die Stadt gegangen, um einen Auftrag zu besorgen; Hannchen saß am Fenster, mit Stricken beschäftigt. Da ertönte

plötzlich die Stimme der Frau Hauer vor der Thür des Wohnzimmers: „Nur hier herein, wenn's gefällig ist, die Madame Hartwig sind zuhaus.“ Zugleich pochte es an, und auf das etwas bestürzte „Herein“ der Witwe trat ein ihr unbekannter Herr ins Zimmer. „Bin ich hier recht? Ich störe doch nicht etwa, werte Frau? Ich kenne Ihren Sohn, den jungen Reinmut Hartwig, und wollte mir gern das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft machen. Sind das Ihre Kinder? Ja so, ich habe ganz vergessen, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Fabricius, Direktor am hiesigen Gymnasium.“

Die gute Frau Hartwig war so überrascht von dem Eintritt und der Anrede des Fremden, daß ihr beinahe das Bügeleisen aus der Hand glitt. Sie war so wenig mehr an den Verkehr mit der Außenwelt gewöhnt, daß sie fast schüchtern sich gegen den Besuch wandte, indem sie sagte: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Direktor?“

„Mit gar nichts, werte Frau; im Gegenteil, ich komme, um zu fragen, ob ich nicht Ihnen vielleicht mit etwas dienen kann, oder vielmehr meinem besten Schüler, Ihrem Sohne?“ — „Wie gütig Sie sind, Herr Direktor! Darf ich bitten, Platz zu nehmen.“ Und das Blut stieg der bleichen Frau vor freudiger Erregung in die Wangen.

„Ja, ja, er ist der Stolz meiner Schule, werte Frau! Ich schmeichle nicht, und es ist viel gesagt, wenn ich dies ausspreche, denn ich mache keine geringen Ansprüche an meine Klassen. Sie sind Witwe, soviel ich gehört habe?“ — „Ja, Herr Direktor, schon länger als ein Jahr.“ Und die Farbe fing wieder an von ihren Wangen zu schwinden.

Der Direktor merkte es, und seine Stimme wurde

weicher, als er sagte: „Ich stellte diese Frage nur, um die Bestätigung dessen zu hören, was mir Ihr Sohn selbst sagte. Sie haben gewiß Freude an ihm, werte Frau?“ — „Gott sei Dank, wie an allen meinen Kindern.“

„Diese beiden Mädchen gehören auch Ihnen an und eine ältere Tochter, soviel ich weiß?“ — „Ja, Herr Direktor, sie arbeitet auswärts und kommt erst am Abend zurück.“

Der Direktor schwieg eine Weile und sah sich einen Augenblick, wie er meinte, unbemerkt im Zimmer um. Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der einfachen, doch in ihrer Gemütlichkeit geschmackvollen Einrichtung des Wohnzimmers und haftete mit besonderem Interesse auf dem Bücherbrett über der Kommode, neben welcher er saß. Er sah auf diesem mit Erstaunen neben Werken bekannter deutscher Schriftsteller auch französische und englische Bücher stehen. Er nickte sachte mit dem Kopf, räusperte sich und fuhr fort: „Um jedoch zu dem eigentlichen Zweck meines Besuches zu kommen, werte Frau: Es giebt eine Bestimmung in unseren Statuten, daß für sehr gute Schüler, deren Verhältnisse es wünschenswert machen, einige Freiplätze vergeben werden können; das will sagen, daß ihnen das Schulgeld erlassen wird. Ich bin nun gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie einen solchen Freiplatz für Ihren Sohn annehmen wollen?“

Frau Hartwig faltete die Hände unwillkürlich zusammen, und ein Ausdruck wehmütigen Schmerzes ging über ihre feinen Züge, der aber dem Ausdruck einer stillen Freude Platz machte, als sie mit bewegter Stimme entgegnete: „Es wäre unrecht von einer Witwe, welcher der

Versorger ihrer Kinder entrissen wurde, wenn ich nicht mit dankbarem Herzen das Anerbieten annehmen wollte, welches der Herr Direktor mir in so gütiger Weise machte. Ich hoffe nur, daß Reinmut fortfahren wird, das in ihn gesetzte Vertrauen durch Fleiß und gutes Betragen zu rechtfertigen."

„Daran zweifle ich nicht, werte Frau, und freut es mich von ganzem Herzen, wenn ich Ihnen in der besprochenen Weise einen Dienst zu leisten vermag. Aber ist Ihr Sohn nicht zuhause? Es wäre mir angenehm gewesen, ihn selbst zu sehen, denn ich habe noch eine Frage an ihn zu richten." — „Ich bedaure herzlich, Herr Direktor, er ist ausgegangen, um einen Auftrag zu besorgen, doch wird er bald zurück sein."

„Schade, schade, ich erwarte nämlich um sechs Uhr einen Kollegen," erwiderte der Direktor, indem er auf die Uhr blickte. „Doch, ich kann schon noch ein wenig bleiben. Es ist ja nicht durchaus nötig, daß ich Ihrem Sohn selbst das Betreffende sage; Sie sind wohl so freundlich, es ihm mitzuteilen. Die Sachlage ist nämlich die: Ich werde öfters von den Eltern solcher Schüler, welche in der Klasse nicht gut mitkommen, gebeten, diesen in den alten Sprachen Privatunterricht zu erteilen, damit sie doch promoviert werden können. Ich werde nachgerade ein alter Mann, wie Sie sehen, und habe an meinem Amte eben genug. Ich wollte nun Ihren Sohn fragen, ob er mir nicht einige dieser Privatschüler abnehmen wolle. Zwei Stunden Lateinisch und zwei Griechisch die Woche, Honorar zwei Mark die Stunde. Was meinen Sie, werte Frau, wird dies wohl Ihrem Sohne genehm sein? Ich

glaube, nach den guten Gaben, die er besitzt, wird es sein Studium nicht beeinträchtigen, wenn er etwa an den freien Nachmittagen der Woche diesen Unterricht erteilt."

„O Herr Direktor!" war alles, was Frau Hartwig jetzt über die Lippen brachte. In der letzten Zeit war die Bedrängtheit ihrer Lage wieder besonders fühlbar an sie herangetreten, so daß sie in schlaflosen Nächten ihr Herz in heißen Bitten um fernere Durchhilfe zu Gott wandte; und nun diese plötzliche Aussicht auf Erleichterung durch die Gewährung des Freiplatzes und das Anerbieten der zu gebenden Stunden!

„Also bitte, werte Frau, wollen Sie Ihren Sohn deshalb befragen. Er kann mir in diesen Tagen in meiner Wohnung Antwort geben," fuhr der Direktor fort und stand auf, um sich zu empfehlen; denn er erkannte mit feinem Gefühl, welche tiefen Empfindungen sein Anerbieten in dem Gemüte der Witwe hervorgerufen hatte. — „Nehmen Sie meinen innigen Dank, Herr Direktor. Möge Ihnen Gott die Freundlichkeit vergelten, welche Sie meinem Sohn und mir selbst erweisen." Unter diesen Worten der Witwe schied der Direktor Fabricius aus der Familie, welcher er gleich einem Boten des treuen Vaters im Himmel erschienen war.

Als aber der Direktor nach Hause zurückkam, ging er nicht, wie er dies sonst gewöhnlich zu thun pflegte, zuerst in sein Studierzimmer, sondern in das Wohnzimmer zu seiner Frau. „Amalie!" rief er eifrig, „Amalie," und warf Hut und Stock auf den nächsten Stuhl. „Du mußt diese Leute kennen lernen! Hast du kein Kleid zu machen?"

Frau Amalie schaute ihren Mann zuerst in großer

Verwunderung an, dann brach sie in ein herzliches Gelächter aus und rief: „Was ficht dich an, Bernhard? wann hättest du dich je noch um meinen Kleiderschmuck gekümmert?“ Das Lachen steckt bekanntlich an, so lachte denn auch der gute Direktor ein Weilchen mit; dann sagte er in seinem gewöhnlichen, gemessenen Ton: „Warum ich dies sage, Amalie? Weil diese Familie Hartwig höchst achtbar ist, offenbar von guter Herkunft. Stehen doch nicht allein Werke unserer besten deutschen Schriftsteller, sondern auch französische und englische Bücher auf dem Bücherbrett der Wohnstube. Und die älteste Tochter der Familie ist Kleidermacherin, wie mir Reinmut Hartwig sagte, vermutlich auch notgedrungen. Verstehst du mich nun, Amalie?“

Und Amalie verstand ihn.

9. Neue Freunde.

Reinmut war überglücklich, als er die Kunde des Herrn Direktors vernahm. Schon längst war es ihm, dem edeldenkenden, feurigen Knaben, ein stiller Kummer gewesen, daß die Schwester Maria allein sich für die Familie abmühe, da es doch sein heißer Wunsch gewesen wäre, auch etwas zum Unterhalt der Seinigen beizutragen. Nun sah er nicht allein durch den ihm eröffneten Freiplatz die Sorge der teuren Mutter und Schwester in etwas vermindert, sondern er selbst durfte nun der Mutter durch Erteilung von Unterrichtsstunden einen Verdienst erwerben.

Auch der Wunsch des Herrn Direktors, den er seiner

Gattin betreffs Maria geäußert hatte, ging bald in Erfüllung.

Maria wurde wirklich zu besagtem Zweck in das Haus der Frau Direktor gerufen. Diese war ganz erstaunt über das Wesen und den Anstand des jungen Mädchens und behandelte dasselbe von vornherein mit großer Freundlichkeit, und der gute Direktor stand nicht hinter seiner Gattin zurück. Auch Maria erkannte bald in ihr eine edle, fromme Frau von einfachem Sinne und fühlte, daß sie eine wirkliche teilnehmende Freundin an derselben gewonnen habe.

Sehr bald entwickelte sich ein schönes Verhältnis zwischen den beiden Familien. Frau Direktor besuchte von Zeit zu Zeit die Witwe, ohne jedoch von ihr zu erwarten, daß sie dasselbe thue. Sie erkannte sogleich, daß eine solche Aufforderung der Witwe in ihrer Gemütsstimmung erstens nicht willkommen sei, und dann auch, daß die Arbeit, welche ihr täglich oblag, dieselbe nicht leicht ausführbar machen würde. Sie sah ferner, daß sie hier ein tiefbetrübtes Herz vor sich habe, welches nur eine zarte Behandlung ertrage, und dessen Zutrauen man langsam gewinnen müsse, indem man ihm freundliches Vertrauen entgegenbringe.

Die freundliche Frau hatte selbst ein schweres Kreuz zu tragen, und dies Kreuz half am meisten dazu, ihr rasch die Liebe der guten Frau Hartwig zu sichern. Ein Sohn und eine Tochter waren ihr im zarten Kindesalter gestorben; die einzige Tochter hatte sich zur Freude der Eltern entwickelt und sich dann in ziemlich weiter Entfernung von der Heimat an einen Beamten verheiratet. Der ein-

zige Sohn Hermann, jetzt zehn Jahr alt, der Liebling der Eltern, befand sich im elterlichen Hause, war aber schon seit zwei Jahren an den Füßen gelähmt. Plötzlich hatte ihn die Krankheit befallen, und nun saß er Tag für Tag abgespannt und bleich daheim in seinem Rollstuhl und konnte sich nur zuweilen mühsam mit zwei Krücken einige Schritte im Zimmer fortbewegen. Das war der große Kummer im Leben des guten Direktors und seiner Gattin. Aber diese Last der Trübsal hatte sie auch gelehrt, sich zu dem Einen zu wenden, der alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, um sie zu erquicken.

Reinmut, der durch seinen Fleiß und sein musterhaftes Betragen den Direktor zum väterlichen Freund gewonnen, wurde öfters gebeten, den kranken Hermann zu besuchen. Dieser war dankbar für jede Abwechselung, da ihm die Zeit oft schrecklich lang wurde, und zog bald Reinmuts Gesellschaft jeder andern vor.

Wenn Maria, wie dies bisweilen geschah, bei Direktors arbeitete, so hielt sie sich möglichst in Hermanns Nähe auf. Sie sprach so freundlich zu ihm und erzählte vom lieben Tannhaus und dem Leben dort. Sie führte ihn in Gedanken in den duftigen Wald hinaus mit seinen Baumriesen und dem blumenbesäten Moosboden, dort, wo die Hirsche und Rehe aus dem klaren Waldbach trinken, die Häslein munter über den Weg springen und die flinken Eichhörnchen mit schwarzen, klugen Augen auf die Wanderer niederblicken. — „Niemand kann so schön erzählen, als du, liebe Maria," sagte dann der kranke Knabe und streckte die schmale, weiße Hand nach der Hand Marias aus. Aber nicht allein von den Geheimnissen des

Waldes erzählte sie ihm, sondern auch von dem Heiland, der die Kinder liebt und der jetzt noch die Kranken, die ihn darum bitten, ebenso heilen kann, wie zur Zeit seines Wandels auf Erden.

„Wenn Sie von meinem Hermann weggehen, liebe Maria," sagte oft die Frau Direktor zu ihr, „dann strahlt sein Gesicht ordentlich; man merkt, es ist ein Sonnenschein in sein Leben gefallen durch Ihre Liebe!"

Aber auch in das Leben der Familie Hartwig war durch das freundschaftliche Verhältnis zu der Direktorsfamilie ein lichter Sonnenstrahl gefallen, der ihr Herz erfreute und ihnen dem Kampf ums Dasein erleichterte. Nach und nach hatte es Frau Hartwig über sich vermocht, der teilnehmenden Frau Direktor, die ihr ein so schönes Vertrauen schenkte, ihr Herz zu öffnen und das große Leid ihres Lebens in ihre verschwiegene Seele niederzulegen. Es war ihr einst so schwer geworden, den freundschaftlichen Umgang, welcher sie und ihre Familie mit Pfarrer Siebolds von Obertann verband, zu entbehren. Sie und Maria waren den alten Freunden seither ab und zu in Briefen nahe getreten, doch nie mehr persönlich; nun schenkte ihnen Gott ungesucht solche neue treue Freunde. Wenn Freunde im Glück ein Ergötzen der Seele sind, so sind solche im Unglück ein seltener und deshalb um so kostbarer Schatz des Herzens. Dies empfand die Familie Hartwig bei ihrem traulichen Umgang mit der Familie Fabricius, und sie dankte Gott täglich für diese neuen Freunde.

10. Stiller Einfluß.

Scheinbar verlassen, als Fremde, welche tiefbetrübten Herzens eine neue Heimat zu gründen suchten, war die Familie in die Hauptstadt eingezogen. Niemand kannte sie dort, als Friederike Hesse, welche jedoch auch nur Maria bekannt war. Unbekannt hatte die Familie bleiben wollen, arbeiten und ihr Anliegen allein auf den Herrn werfen. Nun war Woche um Woche, Monat um Monat verstrichen, es waren mehr als zwei Jahre verflossen, und der stille Wandel der Familie hatte hervorgeleuchtet mitten aus ihrer anspruchslosen Dürftigkeit heraus und ihnen aufrichtige, treue Herzen der verschiedensten Art zugewendet. Wie sich diese Freunde nach und nach zu ihnen gefunden, und wie viel Liebes sie von diesen empfangen, haben wir bereits erzählt. Wie groß aber der Einfluß der lieben Familie selbst war, sowohl auf die uns bekannte Friederike Hesse und die gutherzige Frau Hauer, als auch auf den Direktor und seine Familie, davon hatten weder Frau Hartwig noch ihre Kinder in ihrer Bescheidenheit eine Ahnung. Der stille Kummer der gottergebenen Witwe, der liebevolle Eifer der Kinder, ihre Pflicht zu erfüllen und der vereinsamten Mutter Freude zu machen, in besonderem Maße aber die unermüdliche Opferwilligkeit der lieblichen Maria wirkten mit einer stillen Macht auf die Menschen, die mit der Familie verkehrten.

Maria dachte nicht daran, innere Mission treiben zu wollen; aber es war ihr so ganz natürlich, das zu bekennen, was in ihrem Herzen lebte und die Nahrung und

Kraft ihrer Seele und all ihres Thuns war, daß ungesucht auch oft die Lippen davon überflossen. — Seit Maria tiefer hineingeblickt hatte in all die vielfachen Schwierigkeiten, Demütigungen und Versuchungen, welchen ein Mädchen in dem Beruf ausgesetzt ist, den sie sich mit festem Willen erwählt hatte, empfand sie ein tiefes Mitleid mit den Mädchen, welche, oft ohne sittlichen Halt und ohne den Schutz einer Familie, entweder als Kleidermacherinnen oder Weißnäherinnen ihren Unterhalt suchen. Sie wußte es aus eigenster Erfahrung, wie man sich in diesem Beruf ganz besonders bemühen müsse, vorsichtig zu wandeln, um nicht einmal einen bösen Schein auf sich zu laden. — Und nun sah sie manche der Mädchen, welche in der gleichen Arbeit wie sie selbst standen, leichtsinnig dahin gehen auf dem breiten Weg, der zuletzt ins Verderben führt, und ihr Herz blutete bei diesem Anblick.

Es war allmählich so gekommen, daß Friederike Hesse manchmal am Sonntagnachmittag zu Maria kam, um über religiöse Fragen, die ihr wichtig geworden, mit dieser und auch mit Frau Hartwig zu reden. Nach und nach brachte Friederike zuweilen eine oder die andere ihrer jungen Arbeiterinnen mit, die gerne auch einmal am Sonntag eine gediegenere Unterhaltung gehabt hätte wie gewöhnlich. Man las zusammen ein gutes Buch und sang einige schöne Choräle, zu welchen Rosalie die Begleitung spielte. Das Lesen und der Gesang lockten bald noch andere der jungen Arbeiterinnen an. Da gab es sich wie von selbst, daß Frau Hartwig oder Maria allmählich regelmäßig zuerst einen Abschnitt aus der Bibel vorlasen, dann kam eine schöne, auf christlichem Boden

ruhende Erzählung an die Reihe, zuletzt der Gesang, welcher die angeregten Herzen noch mehr erhob. — Die Kinder des Hauses nahmen natürlich teil an dieser Sonntagsfeier, Frau Hauer kam auch dazu herauf, und ihr ging in diesen schönen Sonntagnachmittagsstunden eine ganz neue Welt auf. Nach einiger Zeit kamen nahezu alle Arbeiterinnen Friederike Hesses am Sonntag zu der Familie Hartwig, nur Lisette fehlte regelmäßig. Sie ging wie gewöhnlich lieber ihrem Vergnügen nach und sagte: „Ich will von der Gefangenschaft am Sonntag und dem Frommthun nun einmal nichts wissen.“ Denen aber, die sich an diesen Sonntagsstunden bei der Familie Hartwig einfanden, kam das, was ihnen dort geboten wurde, durchaus nicht wie ein „Frommthun“ vor. Sie erkannten mehr und mehr, daß sie da etwas Besseres fanden, als bei ihren früheren Ergötzlichkeiten oder auch als daheim in ihren vier Wänden beim Lesen eines ihre Sinne verwirrenden Romans.

Der Segen dieses Zusammenseins blieb nicht aus. Nicht allein Friederike Hesse fing an, es weit ernster mit dem Christentum und den Pflichten, welche es uns auferlegt, zu nehmen, — auch bei den jungen Mädchen war mehr oder minder eine Einkehr in sich selbst und größere Gewissenhaftigkeit bei der Arbeit und im Reden zu bemerken. Es wurde nach und nach den so in der Stille Versammelten das große Gebot unseres Herrn klar, daß wir nicht allein das Böse unterlassen, sondern auch das Gute thun sollen.

Als diese Vereinigung etwa ein halbes Jahr gedauert hatte — es war kurz vor der Weihnachtszeit — da kam

einmal Reinmut herbei, stellte eine Büchse auf den Tisch, um welche die kleine Gesellschaft saß, und sagte: „So, nun wollen wir aber auch in diesen letzten Wochen vor Weihnachten jedes eine Kleinigkeit da hinein legen. Das geben wir dann zu einer Christbescherung für die Kleinkinderschule, oder für die Leute im Armenspital.“ Der Vorschlag wurde gerne angenommen. Frau Hauer zog sogleich ihre gewöhnlich ziemlich gefüllte Börse heraus und warf ein großes Stück Geld hinein; die andern folgten dem Beispiel in bescheidener Weise. So einten sie sich zur ersten gemeinsamen guten That.

Im Tannhaus schon war es eine von den Eltern angeregte Gewohnheit gewesen, allsonntäglich eine Büchse aufzustellen, in welche jedes Glied der Familie, wohl auch einmal ein anwesender Besuch, eine Gabe warf. Diese Gaben wurden dann für solche Arme verwendet, denen die Hilfe besonders not that. — Als nun die selbst in Not geratene Familie in die Fremde zog, da wollte sie doch den ihr lieb gewordenen Gebrauch nicht aufgeben, trotz der eigenen Armut. Jeden Sonntag stand die Büchse auf dem altgewohnten Platz auf der Kommode; Frau Hartwig und Maria, später auch Reinmut warfen regelmäßig ein Scherflein hinein. Für die im Jahreslauf gesammelte kleine Summe wurde dann zu Weihnachten irgend einem ihnen bekannten Armen eine Gabe gekauft und dargereicht. „Der Herr hat ja das Scherflein der Witwe am Gotteskasten in Gnaden angesehen,“ sagte die Witwe zu ihren Kindern, „so wird er auch dieses Geringe von uns annehmen und den Sinn dazu rechnen, in dem wir es geben. Freilich, im Tannhaus konnten wir mehr

thun!“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu. Es war deshalb für ihr Herz ein wahrer Balsam, als die Aufforderung ihres Sohnes so bereitwillige Herzen und Hände zur Ausführung derselben fand. Als aber eine Woche vor Weihnachten die Büchse geleert wurde und sich so viel darin vorfand, daß man für zwei arme Frauen warme Röcke kaufen konnte, welche die Kleidermacherinnen miteinander anfertigten, dazu noch Mittel, den Kindern einer der beiden Kleinkinderschulen der Stadt zwei Dutzend Taschentücher zu bescheren, da war es eine reine Freude für alle Geber. — Frau Hauer ging hinunter zu ihrem Mann; der trommelte gerade mit den Fingern gegen die Fensterscheiben und drehte dabei der Eintretenden den Rücken zu. Da ging sie sachte auf ihn zu, faßte ihn am Arm und sagte: „Gottlieb, ich möcht' gern etwas mit dir reden.“ — Der Angeredete kehrte sich rasch um und entgegnete: „Du hast mich ganz erschreckt, Kathrine, nun was giebt's denn?“

„Erstens, Gottlieb, für was leben und sparen wir denn, wir haben ja keine Kinder?“ — „Nun, als ob ich das nicht wüßte,“ brummte der Mann. „Für was wir leben, wie kannst du nur so etwas fragen? Weiß ich's denn selber? — Und sparen? Ei nun, für die alten Tage!“

„Zweitens, Gottlieb, es ist mir zwar leid, daß du mir die Frage, für was wir leben, nicht beantworten kannst. Ehe Hartwigs zu uns ins Haus kamen, hätte ich wohl auch so gesagt wie du. Jetzt aber weiß ich's, daß wir nicht allein für uns leben, sondern auch für andere. Wir sind Haushalter Gottes, weißt du, Gottlieb!“

Der letztere starrte seine Frau ganz verblüfft an; daß

sie reden konnte, das wußte er wohl, aber so reden, dies war ihm neu. „Nun," erwiderte er endlich, „sag's frei heraus, was du meinst?"

„Und also, Gottlieb," — sie vergaß diesmal das übliche drittens in ihrem Eifer, — „wir sind Haushalter Gottes, wie gesagt. Was aber das Sparen anbelangt, sind wir nur zwei Leute für uns allein, haben schönes Vermögen von Haus aus und legen jedes Jahr noch Erspartes zurück. Nun ist es wahr, wir thun schon etwas für wohlthätige Vereine, für die sie einem das Papier zum Einschreiben ins Haus tragen. Ich sage auch nicht, daß es bisher nicht gern geschehen ist; aber ob das Herz oft so ganz dabei war, wie es recht ist, das weiß nur der liebe Gott, er möge uns das Verfehlte nicht anschreiben. Aber wir hätten mehr thun können, Gottlieb. Es steht in der Bibel, daß wir unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst. Da hab' ich mich gefragt: wer ist denn jetzt gerade mein Allernächster, der mir am meisten auf die Seele gebunden ist? — Weißt du, wer das ist, Gottlieb? Das ist die Familie droben im ersten Stock."

Als sie nun eine Pause machte, sagte der Mann: „Und was soll denn das jetzt eigentlich alles heißen, Kathrine?"

„Es ist bald Weihnachten, Gottlieb; die droben haben mit beigesteuert zu Röcken und Sacktüchern für das Armenspital und die Kinderschule, und ich weiß, sie nehmen's vom eigenen Mund weg. Ich hab's erst herausgebracht von dem Hannchen, denn in solchen Sachen sind sie gar verschwiegen; die ganze Pension der guten Madame sind 500 Mark per Jahr. Zieh unsere 150 Mark Mietzins

davon ab, bleibt übrig 350 Mark. Dazu verdient die Maria vielleicht 400 Mark jährlich — die Wochen mitten im Sommer kann man nicht rechnen, denn da sind fast alle Herrschaften fort — macht zusammen 750 Mark. Der Reinmut mit seinem Stundengeben bekommt vielleicht auch noch 200 Mark im Jahr, das ist aber nichts Sicheres und geht nur so ab und zu. Jetzt aber wird er bald Student, dann verbraucht er sein Verdientes und noch viel mehr dazu, was eine Witwe allein gar nicht aufbringen kann, — und nun" — der Faden der Rede wollte sich durchaus nicht mehr geschickt anknüpfen lassen, so fand sich die gute Frau in die altgewohnte Weise zurück, — „und nun denn drittens, Gottlieb, du bist ein guter Mann, und weil wir es machen können und keine Kinder haben zum Versorgen, so mein' ich, Gottlieb, wir gehen auf Weihnachten herunter mit dem Mietzins um fünfzig Mark, und das wär' nur recht und billig vor Gott, verstehst du mich?"

Der Gottlieb aber hatte es verstanden, wie es seine Frau meinte, und das Herz wurde ihm weich, als ihm seine Kathrine die spärlich und sauer erworbenen Einkünfte der auch ihm lieben Familie aufzählte. Er machte darum auch nicht viele Umstände, sondern streckte seiner getreuen Ehehälfte mit seinem gutmütigsten Lächeln die breite Hand hin und sagte: „Du hast's wieder getroffen, Alte. Macht also vom Christtag an noch 100 Mark jährlich statt 150. Bring' du denen droben aber die Sache bei, Kathrine, ich versteh's nicht so."

11. Am Weihnachtsabend.

Maria hatte sich an dem Tage, an welchem auch im Witwenstübchen das „Ehre sei Gott in der Höhe" erklingen und seine Wonne hineinstrahlen sollte in die Menschenherzen, etwas früher von ihrer Arbeit frei gemacht. Sie wollte der Mutter helfen den Christbaum schmücken und mit derselben die bescheidenen Gaben unter den Christbaum legen. Vorher aber ging Maria hinunter zu den Hausleuten, um, noch ehe die Festtage begannen, die fällige Miete zu bezahlen. Es war meistens Geld von ihrem eigenen Erwerb, zu welchem Reinmut noch einen kleineren Beitrag hinzugefügt hatte.

„Liebe Frau Hauer," begann Maria, „ich möchte doch gern vor den Feiertagen unsere Rechnung in Richtigkeit bringen." Damit bot sie der gleich lebhaft auf sie zugeeilten Frau die Hand zum Gruß und legte das Päckchen Geld auf den Tisch nieder. „Dann," fuhr sie fort, „möchte ich Sie, und wenn es Herrn Hauer freuen sollte, auch diesen freundlich bitten im Namen der Mutter und unser aller, doch heute abend ein wenig herauf zu kommen, wenn unser Christbäumchen brennt."

„Ich danke, liebes Fräulein Maria, ich danke von Herzen. Uns zwei einsamen Menschen konnte ja gar nichts Besseres begegnen, als so liebe, freundliche Mietsleute zu haben. Es ist nun schon die dritte Weihnachten, daß Sie hier sind. Ei, ei, wie die Zeit vergeht, man sollte es gar nicht glauben, aber so ist's. Und schnell ist sie vergangen, seit Sie uns über dem Kopf wohnen, viel schneller wie sonst, Fräulein Maria." — Frau Hauer sagte dies alles

rasch mit einer gewissen Hast, und dabei wickelte sie allmählich den vor ihr liegenden Mietzins aus seiner Papierhülle heraus, zählte dreizehn Mark davon heimlich ab, wickelte diese wieder in das Papier und hielt es fest in der Hand, indem sie weiter fortfuhr: „Ja, wie gesagt, eine Freude ist's für uns, Sie bei uns zu haben, und ein Segen. Mir ist's oft, — nehmen Sie mir's nur nicht übel — als seien Sie und Ihre werte Familie keine Fremden, sondern wie Verwandte zu uns. Und weil es so ist, und weil wir uns kennen, so haben mein Gottlieb und ich gedacht, daß der Mietzins von 150 Mark zu viel ist und — weil es uns eine Freude ist, so sollen Sie's aber auch annehmen," und dabei drückte sie Maria mit einem raschen Entschluß das abgezählte Geld in die Hand, indem sie ausrief: „Und mein Gottlieb nimmt von heut an gewiß nicht mehr als hundert Mark im Jahr, liebes Fräulein Maria, wissen Sie!"

Maria war zuerst ganz verblüfft über die lange Rede und das eigentümliche Wesen der guten Frau. Als ihr jedoch bei den letzten Worten derselben der Sinn all dieser umständlichen Befangenheit klar wurde, da erhob sie sich von ihrem Sitz, streckte Frau Hauer die Hand mit dem in dieselbe gelegten Gelde entgegen und sagte bewegt: „Liebe Frau Hauer, Sie und Ihr freundlicher Mann meinen es ja herzlich gut mit uns, und Ihre treue Gesinnung thut mir innig wohl, aber dies ist wirklich zu viel. Die Miete ist überdies nach den sonstigen Wohnungspreisen hier sehr billig zu nennen, und Schaden dürfen Sie um unsertwillen doch nicht leiden, das kann nicht sein."

„Was Schaden, Fräulein Maria! Wie können Sie

nur so reden. Schaden, — habe ich Ihnen nicht gesagt, wer gewonnen hat, seit Sie mit der lieben Frau Mutter und den Kindern bei uns wohnen? Wir haben gewonnen, ich und mein Gottlieb. Dann sind wir bald alte Leute und einsam und haben für niemand zu sorgen (s'ist hart genug, daß wir's nicht haben), und jetzt wollen Sie uns auch noch die kleine Freude nicht machen, unsern Freunden, denn das sind Sie doch, ich spüre es, ein bißchen mitsorgen zu helfen? — Nein, Fräulein Maria, Sie dürfen mir's nicht abschlagen, es bleibt dabei, und wär's nur wegen des Reinmut, wissen Sie!" Als Maria diese letzte Berufung hörte, welche stets den unweigerlichen Entschluß der guten Frau kund gab, glitt ein Lächeln über ihr Antlitz hin, sie ergriff die Hand der treuen Freundin, drückte sie herzlich und sagte: „So will ich denn nicht länger eigenwillig darauf bestehen, Ihre uneigennützige Liebe zurückzuweisen; nur muß ich vorher mit der lieben Mutter reden, ehe ich dieselbe vollständig annehmen kann. Aber nie werde ich diese Stunde vergessen, liebe Frau Hauer, dies glauben Sie mir. Auf Wiedersehen denn heute Abend unter dem Christbaum, und Gott segne Sie, liebe Freundin!" Damit neigte sich Maria gegen die gute Frau, bei welcher die Thränen jetzt reichlich flossen, drückte ihr einen Kuß auf die Wange und eilte aus dem Zimmer.

Frau Hartwig und ihre Tochter schmückten den Christbaum miteinander und tauschten dabei bald frohe, bald traurige Reden traulich aus. Auch das Erlebnis von vorhin bei der guten Frau Hauer wurde eingehend besprochen, und Frau Hartwig sagte: „Wir dürfen's annehmen; es müßte die bewährte Freundin schmerzen, wenn

wir ihre und ihres Mannes Güte so mißachteten. Und in unserer Lage wäre es ein verkehrter Stolz, wenn wir es nicht annähmen, und Undank gegen Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche." Maria konnte nicht anders, als der Mutter zustimmen, und so wurden beide einig, die Gabe anzunehmen und am Abend unter dem Christbaum den treuen Menschen dafür zu danken.

Die Kerzen des Christbaums brannten; unter demselben lagen auf dem mit weißem Linnen bedeckten Tisch die kleinen Geschenke, mit welchen die Glieder der Familie einander überraschten, von seiten der Mutter und Marias lauter notwendige Gegenstände, welche doch hätten beschafft werden müssen. Zur besonderen Freude gereichte der Mutter ein ihr von Reinmut nach einer Photographie verfertigte Zeichnung, welche den Vater in fast lebensgroßem Brustbild darstellte. Die jungen Mädchen hatten ihr einige hübsche Arbeiten angefertigt, Maria jedoch ein Winterkleid, welches sie bei Nacht, wenn die Mutter schlief, genäht hatte. Die guten Metzger Hauers empfingen nicht allein den herzlichsten Dank von Frau Hartwig und Maria für alle erwiesene wahre Freundschaft, sondern auch ein schönes Erbauungsbuch, Johann Friedrich Starks Tägliches Handbuch. Von Reinmuts Hand standen die Namen der Eheleute Hauer in gotischen Buchstaben darin eingeschrieben nebst dem Spruch: „Euch ist heute der Heiland geboren." Rosalie hatte ein schönes Buchzeichen gestickt und hineingelegt, dazu Hannchen ein hübsches Bildchen, welches die Geburt Christi darstellte.

Als dann Rosalie und Hannchen abwechselnd die Verheißungen auf die Ankunft des Herrn auswendig sag-

ten, die Mutter das Weihnachtsevangelium vorlas und zuletzt Maria, Reinmut und die Mädchen dreistimmig den Gesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen," in lieblicher, herzbewegender Weise sangen, da traten nicht allein der Witwe, sondern auch Frau Hauer die Thränen in die Augen, und ihr Mann stand da mit einem so fröhlichen Gesicht, wie man es an dem ernsten Mann nur selten wahrnahm. Er spürte, daß hier, wo dieses Lied erklang, wirklich Gott die Ehre gegeben werde und Liebe und Friede wohne, und er freute sich im stillen, daß auch er unter diesen Menschen, an denen Gott gewiß Wohlgefallen habe, stehen dürfe und ihnen Liebe erweisen könne. Als kaum das Lied beendigt war, brachte der Postbote zwei Briefe und ein Dienstmann eine Kiste herein. Auf die Frage, von wem die Kiste komme, sagte letzterer kurz: „Ich soll sie nur abgeben" und machte sich schleunigst davon. Reinmut und die Mädchen umstanden die Kiste, begierig, was deren Ankunft bedeute.

„Ein Brief aus England!" sagte die Mutter mit zitternder Stimme, legte denselben aber einstweilen noch beiseite. Dasselbe that Maria mit dem ihrigen, auf dessen Adresse sie alsbald die Handschrift ihrer Freundin Dora Siebold erkannte. Mutter und Tochter wollten sich zuerst noch Herrn Hauer und seiner Frau ein Weilchen widmen, ehe Kiste und Briefe geöffnet wurden. Alle sangen noch einige Weihnachtslieder, welche Rosalie schön begleitete. Nach kurzer Zeit schieden die Freunde, um einander drunten in ihrer Einsamkeit, wie sie sagten, auch noch etwas zu bescheren.

„Was wird wohl Schwester Emilie schreiben?“ sagte nun die Mutter, indem sie den Brief öffnete. „Es ist seit mehr als zwei Jahren wieder der erste Brief.“ Sie las denselben, während Maria sich mit dem ihrigen beschäftigte und Reinmut unter dem Beistand der Mädchen in seinem kleinen Schlafzimmer die Kiste öffnete. Da kamen nacheinander zuerst zwei warme Shawls zum Vorschein mit der Bezeichnung: „Für Frau Hartwig und Maria.“ Dann Winterhandschuhe und hübsche Schürzen für Rosalie und Hannchen. Ein sehr schöner geographischer Atlas, auf dessen Hülle stand: „Dem fleißigen Reinmut!“ und im Grund der Kiste einige Tafeln Schokolade und sechs Flaschen Rotwein mit der Aufschrift: „Zur Stärkung der Mutter.“ Reinmut blickte eine Weile in tiefem Nachdenken auf das ihm bestimmte Geschenk. dann rief er plötzlich aus: „Die Geschenke können von niemand kommen, als vom Herrn Direktor. Kein Mensch außer ihm wußte, welche große Freude ich an diesem herrlichen Atlas von Andree habe. Wie soll ich ihm genug danken?“

„Ja, und die vielen anderen schönen Sachen,“ sagte jetzt Hannchen und lief hinaus zur Mutter und Schwester, um diese herbeizuholen, damit sie sich auch mit freuten. Auf den Gesichtern beider glänzte es sonnig, als sie der Aufforderung Hannchens Folge leisteten. Die guten, schönen Sachen wurden nun alle gehörig bewundert und der großen Liebe der höchst wahrscheinlichen Geber mit Rührung gedacht.

Endlich, als sich der erste Sturm der Überraschung gelegt hatte, sagte die Mutter: „Kinder, heute ist ein Tag, an welchem wir Gott nicht genug danken können, denn

seine Güte ist offenbar groß vor unsern Augen. Ihr wißt doch," fuhr sie fort, „daß nach des teuren Vaters Tode Tante Emilie aus England uns 200 Mark sandte mit dem Vorschlag, ich möchte ihr eins von euch Kindern ganz zur Erziehung überlassen. Als ich dies Anerbieten in meinem großen Leid dankbar ablehnte und ihr sagte, ich könne mich dazu vorerst nicht entschließen, da schrieb sie mir nicht wieder, obgleich ich von hier aus ihr noch öfters Briefe sandte. Es gehörte seither zu meinen größten Sorgen, daß die Schwester beleidigt sei und sich mir entfremdet habe. Nun hat Gott mein Gebet erhört und das Herz der Schwester wieder zu mir gewendet. Auf welch wunderbare Weise dies aber geschah, werden euch ihre Zeilen zeigen." Die Mutter nahm ihren gewohnten Platz am Fenster ein und las wie folgt:

„Liebe Schwester! Lange Zeit war ich Dir böse, daß Du damals mein in so guter Absicht gemachtes Anerbieten, eins Deiner Kinder zu versorgen, abgelehnt hast. Es erschien mir dies wie eine Art von Hochmut in Deiner Lage, und ich dachte, ich wollte mich nicht mehr darum kümmern, wie Du mit Deiner Familie durchs Leben kämest. Eine innere Unruhe aber war doch immer in mir bei diesem Vorsatz, von dem ich jetzt erkenne, daß er nicht recht war. Was mich aber dazu bringt, Dir wieder zu schreiben und diese 200 Mark beizulegen, welche Summe ich Dir jetzt jedes Jahr zu senden vorhabe, ist ein Traum, den ich in der vergangenen Woche hatte. Mir träumte, ich sei krank und könne nicht sterben, auch nicht in den Himmel kommen, weil ich Dich in der Not verlassen habe. Eine Stimme schrie inmitten meiner Todesangst mir immer ins

Ohr: „Die Unbarmherzigen können nicht ins Reich Gottes eingehen!“ „Wer nicht vergiebt, dem kann nicht vergeben werden!“ „Du hast an deiner Schwester gesündigt, nun büße es!“ Ich erwachte, in kaltem Schweiß gebadet, und habe nun nichts Eiligeres zu thun, als Dich zu bitten, liebe Schwester, mir zu verzeihen und mir zu sagen, wie es Dir seither ergangen ist mit Deiner Familie, und zu glauben an die Liebe Deiner treuen Schwester Emilie.“

Fast atemlos, in größter Spannung hatten die Kinder den Inhalt dieses Briefes mit angehört. Endlich sagte Maria, die Mutter umarmend: „Welch ein Trost, liebe Mutter, daß die Tante nun ihren Sinn geändert hat und dir so liebevoll in Wort und That ihre Teilnahme beweist. Wahrlich, dies ist eine Weihnachtsfreude, wie wir sie uns nicht schöner denken können!“ — „Und recht und anerkennenswert ist es von der Tante, daß sie den gemachten Fehler nun einsieht und gut machen will,“ versetzte Reinmut, gleich den andern Geschwistern der Mutter sich nähernd. — „Das Geld hat uns gewiß der liebe Gott geschickt, weil wir immer so wenig haben und der Reinmut jetzt doch bald studieren soll!“ rief jetzt Hannchen, welche das Herz immer auf der Zunge hatte. — „Ja, Kind, gewiß hat es Gott gesendet,“ erwiderte die Mutter.

Das Abendessen war über all diesen Überraschungen ganz vergessen worden, wurde aber nun rasch durch Maria und Rosalie bereitet. Als dasselbe eingenommen war, wandte sich die Mutter gegen Maria mit der Frage: „Aber dein Brief, den du von Dora Siebold erhalten hast? Du sahst so froh aus, als du ihn lasest; der enthielt sicher auch etwas Gutes.“

„Ja, liebe Mutter, und zwar eine Nachricht, die nicht allein mich ebenso überrascht wie erfreut, sondern gewiß einen ähnlichen Eindruck bei euch allen hervorrufen wird. Hört nur!“ — Maria nahm eine Karte aus dem Brief und las langsam: „Dora Siebold — Pfarrer Arnold Hellmut — Verlobte. Seeheim. Altendorf.“ Sie hielt inne; ein freudiger Ausruf der Mutter und der Jubel der Geschwister folgte dieser Mitteilung.

„Altendorf!“ riefen Rosalie und Hannchen zugleich. — „Dies liegt ja nur dreiviertel Stunden von hier in der schönsten Gegend!“ setzte Reinmut hinzu. „Wie herrlich, da können wir ja an freien Tagen und Festtagen immer hinausgehen und Dora besuchen!“ jubelte Hannchen.

„Wie gönne ich dir vor allem diese große Freude, meine liebe Maria,“ sagte jetzt die Mutter und blickte der Tochter innig in die Augen. „Wie werden unsere guten Pfarrer Siebolds glücklich sein im Glück der Tochter, und doch,“ fügte sie hinzu, „was wäre ich zum Beispiel ohne meine Maria!“

„Und wir alle,“ sagte Reinmut und faßte die Hand der Schwester, welche neben der seinen auf dem Tisch ruhte. Die Mädchen drängten sich jetzt auch herzu, wie sie es vor kurzem bei der Mutter gethan hatten. Maria blickte von dem einen auf das andere, sie fühlte sich so glücklich, daß Gott es ihr gewähre, solche Liebe zu genießen, für eine solche Mutter und solche Geschwister zu arbeiten mit all der ihr verliehenen Kraft. Diese reine Freude vermochte sogar ein Beisatz in den Zeilen ihrer Freundin nicht zu stören, der Maria wohl sonst einen geheimen Seufzer auszupressen pflegte, denn er fehlte kaum

in einem Briefe der Freundin, der Beisatz: „Habt ihr immer noch nichts von Friedrich Resner gehört? Er schien doch ein so guter Freund der Familie zu sein, und es ist und bleibt uns sein völliges Verschwinden immer gleich unerklärlich.“

Warum hat denn aber Friederike Hesse bei dieser Weihnachtsfeier gefehlt? so hat vielleicht mancher meiner Leser schon gefragt. Sie als die älteste Freundin der Familie Hartwig, seit dieselbe in der Hauptstadt wohnte, hätte man doch sicher erwarten sollen! Nun, das Rätsel löst sich ganz einfach dadurch, daß sie diese Weihnachten zum erstenmal selbst einen Christbaum für die bei ihr beschäftigten Mädchen ausgeschmückt und diese zu gemeinsamer Feier um sich geschart hatte. Wie sie es in Frau Hartwigs Hause gesehen, so machte sie es nun selbst. Sie las dem Kreise der Mädchen beim Lichterglanz die Weihnachtsgeschichte und reichte dann einer jeden mit freundlichen Worten eine Gabe dar. Zuletzt sangen sie noch miteinander: „Stille Nacht, heilige Nacht,“ welches in den Sonntagnachmittagsstunden bei Hartwigs eingeübt war. Dann gingen alle fröhlich nach Hause, und Friederike entließ sie mit dem Gefühl tiefen Weihnachtsfriedens in der eigenen Seele. Sogar Lisette, die uns schon einigemal begegnet ist und sich durch ihr leichtsinniges und schnippisches Wesen vor allen hervorthat, hatte es nicht fertig gebracht, auf die Dauer wider den Stachel zu löcken. Auch sie war von der hingebenden Liebe Marias und von dem milden Ernst ihrer Arbeitgeberin endlich überwunden worden. Freilich hatte sie zuvor erst die bittersten Erfahrungen machen müssen, besonders mit „ihrem Fritz,“ und

gesehen, wohin Weltlust und Leichtsinn führen. Da haben alle, die sonst auf dem Tanzboden und im Theater sich mit ihr zusammenfanden, sie verlassen; aber Friederike Hesse und Fräulein Maria gingen ihr nun erst recht nach, um das verlorne Schäflein wieder zurecht zu bringen. Unter den warmen Sonnenstrahlen der Liebe dieser beiden wurde ihr hartes Herz weich, ihr trotziger Sinn zerschlagen, und sie fand Ruhe und Frieden bei Jesu, der die Sünder annimmt. Sie, die früher immer Gesprächige, voll mutwilligen Gelächters und von fast herausforderndem Wesen, war nun die stillste unter allen geworden, und bei den Versammlungen, die an den Sonntagnachmittagen in der Familie Hartwig stattfanden, fehlte sie nie.

12. Heimsuchungen.

Seit den Christfeiertagen lag eine besonders gehobene, sonnige Stimmung in der Familie Hartwig. Die mancherlei Beweise göttlicher Durchhilfe, die ihr in jenen Tagen geworden, stählten den Glaubensmut im Harren auf die weitere Erzeigung der Vaterliebe Gottes.

Reinmut stand im Sommer der Abgang vom Gymnasium bevor. Der Mutter schlug das Herz in seliger Freude, daß der Sohn sich den Beruf erwählen wollte, von welchem einst ernste Schickungen den Vater abgehalten hatten; denn Reinmuts fester Entschluß war, Pfarrer zu werden. Der freundliche Direktor Fabricius hatte bereits seine Befürwortung hinsichtlich einiger Stipendien für Reinmuts Studien in Aussicht gestellt. Mit dieser Hilfe und dem, was die Tante geschickt hatte und nun regel-

mäßig schicken wollte, hofften die Mutter und Maria, daß Reinmut das Studium ermöglicht werde. Er selbst nahm sich vor, neben seinem Studium fernerhin das Äußerste zu thun, damit er durch Erteilen von Privatunterricht seinen Lieben die Last erleichtere. — Da wurden plötzlich Rosalie und Hannchen krank, sie bekamen die Masern, die schon eine Zeitlang in der Stadt herrschten. Die Krankheit trat nicht leicht auf und erforderte sehr sorgfältige Pflege. Zuerst besorgte diese die Mutter allein, und die gute Frau Hauer ging ihr dabei nach Kräften zur Hand. Auch Reinmut that, was er konnte, damit doch Maria, von deren Arbeit für die Familie so viel abhing, nicht auch noch zuhause bleiben müsse. Aber die Krankheit der beiden Mädchen zog sich in die Länge, es trat als Nachkrankheit Brustentzündung ein, und nun, wohl durch Überanstrengung bei der Pflege, legte sich auch die Mutter unter beängstigenden Anzeichen. Der Arzt erklärte, daß auch bei ihr eine Brustentzündung eingetreten sei, und verhehlte von vorn herein nicht die Schwierigkeit des Falls, da sie durch ihren langjährigen Husten ohnedies eine schwache Brust habe.

Vom ersten Tage der Erkrankung an stellte Maria jede auswärtige Arbeit ein und widmete sich ausschließlich der Pflege der Mutter und Geschwister. Letztere begannen sich mehr und mehr zu erholen, aber der Zustand der Mutter verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Mit welchen Gefühlen Maria an ihrem Bette saß, die glühend heiße Hand der Mutter in der ihren hielt und ihren trockenen Lippen die Arzenei einflößte, vermag kein Wort zu schildern. Bei Tag und Nacht war nur der e i n e Gedanke in ihrer Seele: „O Herr, dessen unerforschlicher Rat uns den Vater so

früh entriß, o Herr, erhalte uns die teure Mutter, wenn es dein heiliger Wille ist!" Aber immer noch stieg die Krankheit, jede Nacht mußte bei der Kranken gewacht werden, und sowohl Frau Hauer wie Frau Direktor Fabricius und Friederike Hesse bezeigten sich in dieser schweren Zeit als wahre Freunde. In einem fieberfreien Augenblick begehrte die Mutter nach dem Geistlichen. Der Pfarrer des Stadtteils, in welchem die Familie wohnte, war dieser bereits bekannt, da er dieselbe einigemal besucht hatte. Als Pfarrer Willmar kam, erkannte er sogleich die Gefahr, in welcher das Leben der Kranken schwebte. Nach einigen trostvollen Worten fragte er sie, ob sie vielleicht das heilige Abendmahl begehre. Die Kranke bejahte es mit schwacher Stimme. Welch ein Augenblick für Maria und ihre Geschwister, als nun die todkranke Mutter das heilige Mahl empfing und alsdann sogleich erschöpft, mit geschlossenen Augen, in die Kissen zurücksank! „Der Herr tröste Sie in dieser schweren Prüfung," sagte der Geistliche beim Weggang, indem er der weinenden Maria mitfühlend die Hand reichte. „Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, so schicken Sie wieder zu mir, ich werde nicht säumen zu kommen," fügte er hinzu. An diesem leidvollen Tage hatten Rosalie und Hannchen zum erstenmal wieder ihr Lager verlassen dürfen. Mit blassen, von Thränen überströmten Wangen saßen sie neben dem Bette der Mutter, über welches Maria und Reinmut sich in atemloser, angstvoller Spannung niederbeugten. Frau Hauer, Frau Direktor Fabricius und Friederike Hesse, die von dem so traurigen Zustand der Kranken Kunde erhalten hatten, hielten sich still weinend im Hintergrund des Zimmers.

Da sagte Maria mit mühsam errungener Fassung: „Wir wollen beten!“ Alle knieten nieder, und in diesem Augenblick höchster Not erhob sich von den bebenden Lippen der frommen Tochter ein Gebet, glaubensinnig, hoffnungsstark und doch gottergeben, daß es die Seelen all der übrigen gleich einer großen Gebetsflamme mit sich emporhob zum Throne des Herrn. Gestärkt für alles, was Gott ihnen nun auch zuschicke, erhoben sich die Flehenden von den Knieen.

Diese Nacht begehrte Maria allein bei der Mutter zu wachen. Die Nachtlampe warf ihr gedämpftes Licht über das Zimmer, auf das Lager der nun ruhiger atmenden Kranken. Leise tickte die Uhr in regelmäßigen Schlägen. Neben dem Bette der Mutter saß Maria, die Bibel auf den Knieen, die Hände zum Gebet darüber gefaltet. Erwartungsvoll lauschte sie auf jeden Atemzug der still und bleich vor ihr liegenden Mutter.

Die Nacht entschwand, und als der Morgen kam und mit ihm der Arzt, da stand er ganz verwundert und sagte: „Es ist zu meinem größten Erstaunen heute Nacht eine günstige Krisis eingetreten; bei gehöriger, sorgfältiger Pflege halte ich die Kranke für gerettet.“ — Maria aber ergriff die Hand des Arztes und rief in tiefer Erregung: „Herr Doktor, ja Gott erhört Gebete, und ihm wollen wir von ganzem Herzen danken!“ — „Fräulein Hartwig, Sie sind eine gute Tochter. Freilich, ohne Gottes Hilfe vermag auch unsere Hilfe nichts,“ versetzte der Arzt.

Von diesem Tage an erholte sich die Mutter langsam, von der treuesten Pflege umgeben.

13. Die Frau Oberförster.

Frau Hartwig saß wieder wie sonst an ihrem Nähtisch am Fenster bei der Arbeit. Die treue Pflege Marias und der jüngeren Mädchen, die guten Suppen, welche Frau Hauer ihr täglich brachte, und die zarte Fürsorge ihrer Freundin, der Frau Direktor, hatten das Mögliche zu der Genesung der Kranken beigetragen. Aber eine noch größere Schwäche wie früher und ein bedenklicher Husten waren zurückgeblieben. „Anstrengen darf sich Ihre Frau Mutter noch lange nicht, Fräulein Hartwig; ich kann vorerst nur ganz leichte Beschäftigung, wie Näharbeit oder dergleichen, erlauben," entschied der Arzt, als er seinen letzten Besuch abstattete. Maria traf diese Mitteilung allerdings hart, denn dieselbe hatte zur Folge, daß sie, um im Haushalt mithelfen zu können, sich nun dazu veranlaßt sah, vorerst nicht mehr auswärts, sondern nur zuhause zu arbeiten. Dies war manchen ihrer früheren Kunden nicht angenehm und hatte den Verlust einiger der besten derselben zur Folge und somit einen erneuten Ausfall des Erwerbs, den die Familie kaum jemals fühlen mußte, als eben jetzt.

Reinmut bestand im Sommer seine Abgangsprüfung vom Gymnasium aufs beste. Inmitten der vermehrten Sorge, an welcher er schwer mittrug, begann er das Studium auf den erwählten köstlichen Beruf. Daß er der Mutter nun wieder mehr Ausgaben verursache, war ihm ein drückender Kummer.

„Es dauert dieser peinliche Zustand besonderer Sorge höchstens noch bis Ostern," beruhigte ihn Maria. „Dann

wird Rosalie aus der Töchterschule entlassen, und da sie sich hernach nur noch in der Musik fortbilden wird, so kann sie sich dann recht des Haushaltes annehmen. Wenn ich wieder mehr auswärts arbeiten kann, dann wird eine bessere Zeit kommen."

„Ja, bis Ostern," sagte Reinmut, „aber bis dahin ist es noch lange. Und meinst du denn, Maria, ich sehe es nicht, wie du, wenn du das Essen austeilst, damit wir genug haben, für dich so schmale Bissen zurückbehältst? Meinst du, ich merke es nicht, daß du, wenn die Mutter und die zwei Mädchen zu Bette sind und du denkst, ich schlafe schon, noch halbe Nächte hindurch aufsitzest und nähst, um noch etwas zu erwerben, nachdem du bei Tage der Mutter die Haushaltungsarbeit erleichtert hast? — Glaubst du, ich sähe deine angegriffenen Augen und deine bleichen Wangen nicht? O, Maria, Gott gäbe, daß die Zeit kommt, wo ich dir einmal vergelten kann, was du an uns allen thust."

Maria faßte die Hand des Bruders, die er ihr entgegenhielt, und sagte: „Reinmut, sprich nicht so, du weißt ja, wie gerne ich für euch arbeite. Es ist wahr, es geht eben schwerer hindurch wie sonst, aber Gott hat uns in diesen drei Jahren, seit wir hier wohnen, schon so viele Gnade erzeigt, er wird schon weiter helfen!"

Einige Wochen nach diesem Gespräch der Geschwister schickte Friederike Hesse eines Abends Maria ein Briefchen zu, des Inhalts: „Liebes Fräulein Maria! Wollen Sie vielleicht morgen früh die paar Stationen nach Felsstein fahren? Die neue Frau Oberförster dort hat nach mir geschickt, ich solle ihr ein Kleid anmessen und dann zuhause

machen; ich habe aber keine Zeit. Das Forsthaus ist ganz leicht zu finden. Sie gehen nur von der Station rechts den Weg hin, welcher den Berg hinaufführt. Irre gehen können Sie nicht, in einer kleinen halben Stunde sind Sie droben. Mit freundlichem Gruß Ihre Friederike Hesse."

„Soll ich gehen, Mutter?" fragte Maria, der es nicht lieb war, die Mutter schon am frühen Morgen zu verlassen, da weder Reinmut noch die Mädchen zuhause waren.

„Gehe nur, mein Kind," erwiderte diese, „bis Mittag kannst du zurück sein. In ein Forsthaus sollst du gehen; wie mich dies anmutet und zugleich wehmütig stimmt! Hat Friederike den Namen des neuen Oberförsters nicht geschrieben?"

„Nein, Mutter, sie hat es wohl vergessen. Aber nun laß mich schnell noch ein wenig zurüsten für morgen, damit du nicht zu müde wirst, wenn du so allein bist!"

Der nächste Tag fand Maria schon frühe auf ihrer kleinen Reise. Es war ein schöner, warmer Septembertag und die Fahrt in der frischen Morgenluft eine köstliche Erquickung für sie, die in der neuesten Zeit fast nie mehr dazu kam, sie zu genießen. Doch fühlte sie sich etwas ermüdet von dem halben Stündchen, welches sie den Berg hinaufzugehen hatte bis zu dem alten Schloß, Felsstein genannt, in welchem der Oberförster wohnte. Im Thorweg des Schloßhofs kam ihr eine Magd entgegen. Maria fragte sie nach der Frau Oberförster. Das Mädchen ging ihr voran, die breiten Treppen hinauf in eine große Hausflur, und öffnete dort ein Vorzimmer: „Bitte, setzen Sie sich einstweilen hier, Fräulein," sagte die Magd, „ich will

die Frau Oberförster sogleich rufen, sie ist nicht ganz wohl und darum heute wieder spät aufgestanden!"

Maria beschäftigte sich einstweilen damit, die großen Hirschgeweihe und die niedlichen Geweihe der Rehe, mit welchen die Wände des Vorzimmers geschmückt waren, zu betrachten. Dazwischen hing manches schöne Gemälde, Wald- und Jagdscenen darstellend. Es ergriff sie dieser Anblick wehmütig in Erinnerung an die alte, liebe Heimat Tannhaus, wo im Zimmer des seligen Vaters sich manche ähnliche Zierde befunden hatte. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit versank sie darüber in ein stilles Träumen, so daß sie hastig emporschrak, als jetzt Schritte erschallten und eine wohlbekannte Stimme im Ton höchster Überraschung ausrief: „Sehe ich recht? Um des Himmels willen, Fräulein Maria, woher kommen Sie, was führt Sie in mein Haus?"

„Herr Resner!" war alles, was Maria zu stammeln vermochte. Der ehemalige Forstpraktikant Friedrich Resner, der bisher verschollene Freund der Familie, stand vor ihr.

„Noch einmal frage ich, was Sie hierher führt, Fräulein Maria; wo sind Sie? wo ist Ihre Familie seither geblieben, deren Spur ich lange suchte und nicht fand?"

„Ich komme aus der Hauptstadt; und was mich hierher führt, Herr Resner?" sagte nun Maria mit schwer errungener Fassung, indem sie in der Tiefe ihres Herzens um Kraft und Ruhe seufzte. „Ich komme an Stelle der Kleidermacherin Fräulein Hesse zu der Frau Oberförster; ich komme in meinem Beruf, denn ich bin Kleidermacherin geworden."

„Kleidermacherin, Sie, Fräulein Maria?"

Und der Oberförster faßte in übermächtiger Bewegung ihre Hand. „O, nun verstehe ich alles," fuhr er nach einem leidvollen Blick in ihr bewegtes Antlitz fort, „ich verstehe es, denn ich kenne Sie und Ihren edlen Sinn. Sie arbeiten zur Unterstützung Ihrer Familie, Sie arbeiten, wie ich deutlich sehe, über Ihre Kräfte. Und ich war fern und wußte es nicht! dies ist zu schrecklich!" Und er blickte auf die bleiche Jungfrau mit einem Ausdruck unsagbaren Leides nieder. — In diesem Augenblick ging die Thür ziemlich geräuschvoll auf; eine große, bleiche Dame in reicher Toilette, mit scharf geschnittenen Zügen, trat gemessenen Schrittes ein, blieb aber wie gebannt vor dem Anblick, der sich ihr bot, stehen. „Ei, Friedrich, was soll dies heißen?"

„Fräulein Maria, ich stelle Ihnen meine Frau vor."

Sich gewaltsam zusammennehmend, fuhr er dann, gegen die Eingetretene gewandt, fort: „Du erinnerst dich gewiß, Aurelie, daß ich dir von der Familie des Bezirksförsters Hartwig erzählte, bei der ich in Zeiten großen Leids, das über sie hereinbrach, einige Monate zubrachte. Ein merkwürdiges Zusammentreffen hat heute die älteste Tochter dieser Familie, Fräulein Maria Hartwig, in unser Haus geführt."

„Darf ich um nähere Erklärung bitten, mein Fräulein?" wendete sich nun die Dame an diese und nahm Maria gegenüber Platz.

„Ich habe dem Herrn Oberförster bereits mitgeteilt, daß ich an Stelle von Fräulein Hesse, die selbst verhindert ist, komme, um Ihnen das gewünschte Kleid anzumessen!"

„Wie, als Kleidermacherin kommen Sie?" rief nun

die Frau Oberförster höchlich überrascht. „Friedrich, ich glaubte nach deiner Beschreibung, Fräulein Hartwig sei eine gebildete Dame!“

„Aurelie, wie kannst du so rücksichtslos sprechen!“ rief jetzt der Oberförster mit blitzenden Augen. „Hast du keinen Begriff davon, daß die feinste Bildung kein Hindernis sein kann für eine edle Seele, auch durch der Hände Arbeit für die Ihrigen zu sorgen.“

„Du scheinst die innersten Beweggründe dieses Fräuleins ja ganz ausgezeichnet zu kennen, Friedrich,“ sagte nun die Frau in einem höhnischen, gereizten Ton.

Maria erhob sich. In unbeschreiblicher Hoheit stand die junge Kleidermacherin in dem schlichten Gewand vor der stolzen, erzürnt blickenden Dame. „Ich erlaube mir zu gehen, Frau Oberförster, denn meines Bleibens hier kann nach solchen Worten unmöglich länger sein.“ Sie verbeugte sich gegen die erstaunte Frau, grüßte den Oberförster, ging aus der Thür und war wie auf Windesflügeln aus dem Hause entflohen.

Maria kehrte weit früher, als die Mutter sie erwartet hatte, nach Hause zurück, und diese erschrak vor dem bleichen, verstörten Aussehen der Tochter. Beide hatten alsbald eine längere Unterredung miteinander. Die Mutter erriet mehr, als Maria in Worte zu fassen vermochte, daß ihr Kind heute in früher Morgenstunde einen Jugendtraum vollends zu Grabe getragen habe, der bisher in mancher stillen Stunde ihr Herz mit schüchterner Hoffnung erfüllt hatte.

14. Weitere Führungen.

Wieder verrannen zwei Jahre. Reinmut hatte bereits sein erstes Examen bestanden und studierte nun mit größter Ausdauer auf das zweite. Rosalie hoffte in einem Jahre so weit zu sein, um Klavierstunden erteilen zu können; sie spielte vortrefflich und half in ihrer freien Zeit tüchtig mit im Haushalt. Hannchen, die Jüngste, sprach oft davon, Kinderlehrerin werden zu wollen; sie war jetzt vierzehn Jahre alt, ein liebliches, kindliches Wesen, das Freude und Sonnenschein im Hause verbreitete. Marias Wangen erschienen jetzt nicht mehr so bleich; auch die sanfte Heiterkeit, die inmitten all ihres Ernstes ihr Wesen so wohlthuend machte, war ihr wieder so recht eigen geworden. Die Sonntagnachmittage bestanden noch, und an Teilnehmerinnen fehlte es nie. Friederike Hesses größte und liebste Aufgabe bestand darin, im Verein mit Maria ihre Arbeiterinnen dem Ernst und dem seligen Frieden des Christentums immer mehr zuzuführen.

Frau Hauer blieb stets die treue, herzliche Freundin, deren größte Lust es war, die gute Beziehung zu der ihr lieben Familie zu pflegen und sich an den Fortschritten Reinmuts zu erfreuen. Sie las nun seit längerer Zeit mit ihrem Gottlieb den Morgen- und Abendsegen, wozu er früher wegen seines Geschäfts keine Zeit zu haben geglaubt hatte.

Reinmut war nicht allein der Stolz und der Liebling der guten Frau Hauer geblieben, sondern ebenso der des Direktors Fabricius und seines kranken Hermann. Zweimal schon war er in den Sommerferien von dem

Direktor und dessen Gattin eingeladen worden, mit ihnen und Hermann eine Badereise zu machen. „Hermann besteht darauf, Sie bei sich zu haben, lieber Reinmut," sagte die Direktorin; „er behauptet, die Kur werde besser wirken, wenn Sie um ihn sind und ihn erheitern und belehren." — Auf diese Weise hatte Reinmut das Vergnügen, das herrliche Baden-Baden und das romantisch gelegene Wildbad kennen zu lernen.

Aber auch Frau Hartwig, Maria und den jüngeren Mädchen wurde durch die erfolgte Verheiratung Dora Siebolds mit Pfarrer Arnold Hellmut in dem nahen Altendorf nicht allein nur hie und da ein kurzes Wiedersehen mit der lieben, jungen Freundin, sondern auch mitunter ein längeres Verweilen bei derselben zu teil. Welch ein köstliches Ausruhen und Aufatmen bedeutete ein solcher Aufenthalt für eine Familie, welcher unaufhörliche, emsige Arbeit die Bedingung ihrer Existenz war! und welche liebliche, wehmütige Erinnerungen wurden da von den Freunden gegenseitig ausgetauscht! Der Jugendfreundin, welcher Maria von früh an ihr Vertrauen voll und ganz zu schenken gewohnt war, teilte sie bei einem solchen Aufenthalt einen Umriß ihrer Begegnung mit dem Oberförster Resner und seiner Gattin mit. „Habt ihr ihn seither nicht mehr gesehen?" fragte Hellmut.

„Ab und zu in den Straßen der Stadt, wenn er zufällig vorüberging. Er sah immer so ernst aus, wenn er grüßte; gesprochen haben wir ihn nie, außer Reinmut, den er einigemal freundlich anredete und mitunter zu einem Spaziergang aufforderte. Durch Pfarrer Willmar erfuhren wir auch zuweilen, wie es ihm gehe."

„Nun, und was habt ihr denn da erfahren, wenn man fragen darf?“

„Wir hörten nur, daß er seinen Beruf in den großen Waldungen des Fürsten Alexander, die er unter sich hat, mit größter Umsicht erfülle. Seine Frau sei viel kränklich und gehe fast nie aus, dies halte ihn in seiner freien Zeit meistens zuhause. Ein kleiner Sohn ist das einzige Kind.“

15. Der Führung Ziel.

Als Frau Hartwig mit ihren Töchtern Ende August von Altendorf in die Hauptstadt zurückkam, fanden sie Reinmut bereits seit einigen Tagen dort eingetroffen. In der Zwischenzeit war er durch Frau Hauers Liebe herrlich versorgt worden. Er war noch ganz erfüllt von den Eindrücken, welche er von seinem vierwöchentlichen Aufenthalt in Wildbad empfangen hatte. „Und das Beste von allem,“ rief er beglückt aus, „ist doch, daß es Hermann weit besser ergeht, die Bäder sind ihm diesmal ausgezeichnet bekommen. Der Arzt meint, wenn er im künftigen Sommer wieder nach Wildbad geht, so würde er voraussichtlich von seiner Lähmung geheilt werden.“

„Gott sei Dank, wie mich dies für unsere edlen, treuen Freunde freut!“ sagte die Mutter in freudiger Erregung.

„Und für unseren lieben Hermann,“ fügte Maria hinzu. „Wie wird er mit seinem sinnigen Gemüt sich ergötzen, wenn er einmal gleich andern Knaben frisch und fröhlich in Gottes freier Natur sich tummeln darf!“

„Eine andere Neuigkeit habe ich euch noch mitzutei-

len," fuhr der Jüngling nun in ernstem Tone fort. „Des guten Oberförster Resners Frau ist gestorben. Pfarrer Willmar sagte es mir am ersten Tage meiner Ankunft. Er fragte mich, ob ich wohl mit nach Felsstein kommen wolle zur Beerdigung der Frau Oberförster? Ich dachte, als alter Freund könne ich es nicht abschlagen, und so bin ich gestern mit ihm bei der Trauerfeierlichkeit gewesen, indem ich an eurer Zustimmung in diesem Fall nicht zweifelte."

„Du hast recht gethan, mein Sohn," erwiderte die Mutter, ihre sichtliche Überraschung und Ergriffenheit niederkämpfend. „Hast du Herrn Resner nach der Beerdigung gesprochen?"

„Nein, ich glaube sogar kaum, daß er mich bemerkt hat; denn ich ging nicht ins Haus, sondern hielt es für besser, mich dem Trauerzug erst beim Abgang vom Hause anzuschließen."

„Du hast auch hierin das Richtige getroffen, Reinmut. Doch wird es dem alten Freunde wohl thun, durch Herrn Pfarrer Willmar zu hören, daß jemand aus der ihm seit lange befreundeten Familie anwesend war. Meinst du dies nicht auch, Maria?"

Jetzt erst bemerkten die Sprechenden, daß Maria nicht mehr anwesend war; sie hatte sich nach den ersten Worten Reinmuts von dem Todesfalle leise aus dem Zimmer entfernt.

Einige Tage darauf traf die von Oberförster Resner gesandte Todesanzeige bei der Familie ein. Etliche Monate später trat eines Tages der Freund selbst unverhofft in den Kreis der Familie Hartwig. Was soll ich weiter

erzählen von dem allen, was der Leser nun wohl selbst ahnen mag? — Wochen-, monatelang kam der Freund der Familie von da an ab und zu, setzte sich wohl gemütlich neben den Nähtisch der Frau Hartwig und plauderte mit ihr, Reinmut und den jüngeren Mädchen. Mitunter wandte er sich auch in der alten, zutraulichen und doch so achtungsvollen Weise, wie er es einst schon im Tannhaus gethan, zu Maria und knüpfte eine Unterhaltung mit ihr an, während ihre Hände emsig an der übernommenen Arbeit zuschnitten und nähten.

Bald ein Jahr mochte so verflossen sein, arbeitsvoll für unsere Familie wie immer, aber erfüllt von einer stillen, tief empfundenen Freude, welche durch die Erinnerung an die Vergangenheit verdoppelt wurde; der Freude im Umgang mit dem lang entbehrten, durch schwere Prüfungszeit innerlich geläuterten, gediegenen Freunde. Da geschah es, daß Friedrich Resner Maria die Frage vorlegte, ob sie den höchsten Wunsch seines Herzens erfüllen wolle, ihm ein treues Weib zu werden und die Mutter seiner beiden hilflosen Kinder.

Und Maria? — sie nahm es an als eine Gottesgabe mit demütigem, dankerfülltem Herzen, und es war ihr wie ein Wunder vor ihren Augen.

Dann kam der Tag, an welchem Maria mit Friedrich Resner vor dem Altare stand, um sich ihm fürs ganze Leben als sein ihm vor Gott angetrautes Weib zu verbinden. Des Oberförsters Freund, Pfarrer Willmar, traute das Paar; nur die bewährten, alten Freunde der Familie Hartwig bildeten die Hochzeitsgäste. Frau Hauer ließ es sich nicht nehmen, das Festmahl zu kochen. Sie ver-

sicherte, nie in ihrem Leben einen so glücklichen Tag erlebt zu haben. „Denn wissen Sie," sagte sie zu den Festgästen, „wissen Sie, wer es so miterlebt hat wie ich, was das für eine Familie ist, und wie Fräulein Maria — verzeihen Sie, Frau Oberförster, daß ich noch so sage — ja wie sie sich abgearbeitet hat und für die Mutter und Geschwister gesorgt, und ist dabei immer so geduldig und so gottesfürchtig gewesen, und uns allen ein Vorbild, — wer dies alles so weiß, und ich weiß es, der muß sagen, sie hat ihr Glück verdient, wenn man so sagen darf, wissen Sie!" — Es war umsonst, dem Redefluß der guten Frau heute zu wehren; denn ihr Herz war so übervoll, wie es noch kaum jemals gewesen, und ihre Blicke hingen, während sie sprach, abwechselnd an jedem Mitglied der Familie mit einer wirklich rührenden Liebe.

Es war ihr ein großes Leid, als nicht allein Maria sie verließ, um dem Gatten zu folgen, sondern bald darauf auch die Mutter mit Rosalie und Hannchen nach Felsstein hinaufzog. Frau Hauers einziger Trost war, daß sie Reinmut noch ein Weilchen in Kost und Logis behalten durfte, bis er im Spätherbst sein zweites Examen machte, um dann als Geistlicher sein herrliches Amt anzutreten. Rosalie, die nun anfing, Klavierstunden zu erteilen, wohnte zwar auf Felsstein, sollte jedoch jede Woche einigemal in die Hauptstadt kommen, um dort Unterricht zu erteilen. Hannchens weiteren Unterricht wollte Maria übernehmen und die Mutter sie dabei im Haushalt anleiten.

Mit tiefem Bedauern ließen auch die anderen treuen Freunde die liebe Familie von sich ziehen.

„Niemand weiß, was Sie einem gewesen sind, liebe

Frau Oberförster," sagte Friederike Hesse beim Abschied zu Maria. „Ohne Ihr Beispiel und Ihre Anleitung hätte ich vielleicht nie den Herrn und den inneren Frieden gefunden. Und meine Mädchen, wie hängen die alle an Ihnen! Jeden Sonntag, wenn ich nun in meinem Hause versuchen will, die lieben Sonntagnachmittagsstunden fortzusetzen, werden wir Ihrer alle in Liebe und im Gebet gedenken."

Maria dankte allen für die viele unverdiente Liebe, wie sie in Demut meinte, und lud die bewährten, treuen Freunde ein, sie öfters in der neuen Heimat aufzusuchen.

Gleich dem unvergeßlichen Tannhaus lag auch Felsstein droben auf luftiger, anmutiger Höhe. Nur war das Schloß hier viel größer und geräumiger als die alte, teure Heimat.

Für die vielgeprüfte Witwe Hartwig aber war diese Übersiedelung in das neue Leben, das sie so innig anheimelte, eine wunderbare Erquickung. Noch einmal fing sie an, aufzuleben mit ihren Kindern in dem Glück der frommen Tochter und des ihr so liebevoll begegnenden Schwiegersohns. Nach sechs Jahren des Kummers und vieler schwerer Sorgen nun noch dieser milde, lichte Lebensabend, an welchem so innige Liebe sie umgab! Wie atmete die Beglückte freier auf in den hohen Räumen des Hauses, sowie draußen in dem schönen Garten und den nahen, herrlichen Wäldern. „Es ist fast zu viel des Guten," pflegte die Mutter zu sagen, wenn sie, ein glückliches Lächeln auf dem lieben Antlitz, im Kreis ihrer Kinder saß. „Wenn ich auf die Wege zurückblicke, die Gott seit meinem Witwenstand mit uns gegangen ist, und wenn

ich sehe, meine Maria, wie er uns durch deine opferwillige Liebe gesegnet hat, und dich dann wieder in reicher Gnade, dann kann ich nur die Hände falten und ausrufen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“

LIBRARY OF CONGRESS
0002536965 8